

152. Jos. Leudner sc. M. 40.

H. Casimir.

Verlag von G. J. Manz in Regensburg.

Fromme Abenderzählungen

am Herde christlicher Familien.

Heilige Legenden,

der gesammten edleren Lesewelt,

besonders

der reiferen christlichen Jugend dargereicht.

Von dem

Verfasser der Beatushöhle.

Fünfter Band.

Zweite Auflage.

Mit Stahlstich.

Regensburg.

Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.

1866.

März.

Erste Hälfte.

Erster März.

Eudocia,

die heilige Märtyrin.

In der romantischen Umgebung der phönizischen Stadt Heliopolis — es war im Anfange des zweiten Jahrhunderts — stand das prachtvolle Sommerlusthaus der reichen Heidin Eudocia. Darinnen lebte sie im Kreise lobrednerischer Gecken viele Jahre lang ein sündhaftes Leben, und erwarb sich durch den öffentlichen schändlichen Verkauf ihrer Körperschönheit unermeßliche Schätze. Sie hatte von Natur aus ein weiches Gemüth, gleichgestimmt zur Aufnahme des Guten, wie des Bösen. Und wenn ihr das Glück widerfahren wäre, in zarter Jugend unter die Leitung eines frommen, christlichen Lehrers zu gelangen, hätte sie eine der ersten und eifrigsten Anbeterinnen des Sohnes Gottes werden können. — So aber, schon frühe eine Waise, und unter dem irdischen Reichthum mitten im Kreise heidnischer Sinnesmenschen aufgewachsen — was konnte sie anders werden, als sie war? Eine leichtsinnige, verschwenderische Dirne, die im Lobe über ihre Schönheit ihr Höchstes fand, und so in den Armen der Verführung immer mehr und mehr sich hinneigte zu allen Leidenschaften eines verdorbenen Herzens. —

Eudocia wandelte eines Abends durch die herrlichen Anlagen ihres Lustgartens neben dem Palaste. Sie war so eben von einem üppigen Mahle aufgestanden, wo die Schmeicheleien ihrer Gäste sie also gereizt, daß durch ihre ganze Körperfülle die erregten Adern pochten, und das heißrollende Blut ihre Wangen hochroth färbte. Sie ging aus, sich abzukühlen im Säuseln der Abenddämmerung.

Flüsternd bewegten sich die schattenreichen Zweige der Taxusbäume, unter deren Wölbungen sie Frischung athmend dahinzog. Aber es war ihr nicht wohl im Herzen. Denn jeder Lufthauch, der die Zweiglein der Gesträuche in ihren langen fliegenden Schleier jagte, und um ihre blonden Locken schwärmte — erregte ein unwillkührliches Zittern durch ihre Seele und durch ihre Glieder. Und da der Mond so friedlich und rein heraufstieg zwischen den hohen Platanen, schien er sie wehmüthig zu fragen: „Eudocia, warum wandelst Du nicht gleich mir und meinen Gefährten Gestirnen am Himmel, deine Bahn durch's Leben, wie der Herr der Heerschaaren sie dir vorgezeichnet?"

Und alsobald hörte sie aus der Tiefe ihres Gewissens eine Stimme, die zu ihr sprach: „Stolze, sinnliche Heidin, hast du nicht schon oft gehört von dem Glauben der Christen, die dein Volk ohne Grund und Erbarmen tödtet in grimmiger Wuth? Eudocia, jener Glaube sagt dir, woher wir stammen, wonach wir streben müssen und wohin unser Weg geht. Er sagt dir, daß dein Leben, wie du es bisher geführt, ein Greuel ist in den Augen des Allerhöchsten, und daß du, wenn du darinnen fortfährst, zu Grunde gehen wirst für jetzt und alle Zeiten! — Bei allem, was heilig ist, Eudocia, kehre um, und wandle auf den Weg, den die wahren Christen wandeln, der jedem demüthigen und gläubigen Herzen vorgezeichnet worden von dem Sohne des Ewigen, da er auf der Erde unter den gefallenen Menschenkindern der geheimnißvollen Handlung der Erlösung sich unterzogen. Kehre um, Eudocia, und bessere dich!"

So sprach die innere Stimme zu der Heidin. Und sie ward bei der feierlichen Stille der melancholischen Mondnacht also gerührt, daß die Thränen des aufrichtigsten Reueschmerzes über ihr bisher vergeudetes Leben, stromweise niederflossen in den kleinern Wassersturz einer Springquelle, auf deren Ufergestein sie sich gesetzt hatte. „Ja," sprach sie laut und feierlich, indem sie die Hände zum Himmel rang, „ja, ich will von diesem Augenblicke an ein besseres Leben anfangen, damit meine Seele noch einmal himmlischer Rettung sich erfreuen möge!" — Und sogleich wollte sie hineilen, einen christlichen Lehrer sich rufen zu lassen.

Aber der Feind der Menschen, der Höllengeist, hatte das reuige Thränengebet der Heidin vernommen, das ihm wie ein feuriges Schwert eindrang in seine schwarze Seele. „Ha, Sünderin," sprach er zu sich selbst in teuflischer Drachenwuth, „du sollst mir nimmer entrinnen aus den Klauen des Abgrundes und der Finsterniß, da ich regiere mit Fürstengewalt. Wäre deine Abtrünnigkeit von mir wohl der Lohn, mit dem du mir die üppigen Nächte verdanktest, die ich mit dir durchgewacht? und der Lohn für die stete Mühe, mit der ich dir Jahre lang die schönsten Schmeichler und Anbeter deiner Schönheit von ganz Heliopolis in deinen Palast zu stillen Vergnügen gezaubert? Mein bist du, und mußt es bleiben, bis der schwarze Sündertod, mein inniger Gefährte, dich heimholt in die Wildniß des ewigen Verderbens!" —

So sprach der Böse; und flog in der Gestalt einer Nachteule unter gräßlichem Geschrei hernieder auf den Felsen des Wasserfalls, gerade der Heidin gegenüber. Und als er immer noch Thränen der Reue fließen sah aus ihren Augen, während sie sich anschickte, durch die Bogengänge der Taxusbäume und Akazien zurückzukehren in ihre Wohnung — flüsterte er ihr zu: „Eudocia, was willst du noch mit diesen späten Thränen? Du bist schon zu tief gesunken in den Abgrund der Sünde, als daß du noch Rettung hoffen könntest! Es ist

besser für dich, daß du fortlebest in der Süßigkeit dieser Welt — denn geht diese zu Ende, bist du doch verloren!" —

Eudocia hörte diese Stimme neuer Verführung, und sank zusammen, als hätte der Donner Gottes sie berührt. „Ich bin verloren!" schrie sie in schrecklicher Verzweiflung. „Meine Thränen sind zu spät! Was will ich noch Gnade hoffen? Ich bin verloren!" —

Und mit einem Male erhob sie sich wieder und eilte nahe dem Wasserfalle. Die Thränen, die sie jetzt weinte, waren Thränen gänzlicher Verlassenheit. Ihr Auge starrte gegen den Mond, ihre lächelnde Lippe nannte ihn Lügner. Ihre blasse Wange, ihr stöhnender Odem kämpften mit dem Grauen des nahen Selbstmordes. „Hier unten," schrie sie in die Fluth des Wasserfalls — „hier unten ist meine Ruhe, und Gnade für mich! Der Mond spiegelt mein Bild darinnen! Still, still! — ich komme! Der Schein des faulen Holzes hier sei mein Sterbelicht! und da drüben auf dem schwarzen Felsen stöhne die gräßliche Nachteule mein Todtenlied! — Ich gehe — meine Thränen sind zu spät! Ich bin verloren!"

So schrie sie in Verzweiflung. Die Nachteule fing gerade ein lachendes Geheul an — und wollte sich hinunterstürzen in die Tiefe des Wasserfalles. Aber in dem Augenblicke tönten in einer Entfernung die tiefsten Saiten einer heiligen Harfe, und eine männliche Stimme bereitete sich zum Gesange.

Die Verzweiflerin hielt sich zurück, starrte sprachlos, fast athemlos am Ufer und horchte. Und es wogte mit frommem Gefühl an das Nachtgewölbe des Himmels das heilige Christentrostlied:

„Kein Sünder ist so sündenhaft,
Daß ihm nicht Rettung würde!
Fleht er voll Reu um Himmelskraft —
Weg ist die Todesbürde.
Und tröstlich in Verzweiflungsschmerz
Tritt Glaube in's erlöste Herz.

Und wenn er glaubt, so sieht er schnell
Mit des Gewissens Beben
Auf seiner Sünden ersten Quell,
Erkennt sein eitles Leben —
Und Hoffnung nach Verzweiflung bricht
Ihm in's Gemüth im Strahlenlicht!

Und wenn er glaubt und hofft, so naht
Er gern dem Heil der Sünder,
Das ihn auch einst erlöset hat,
Wie alle Menschenkinder.
Und ew'ger Liebe Flammenglut
Rollt ihm verklärt durch Herz und Blut.

O Glaube, Hoffnung, Liebe steigt
Herab zu allen Heiden,
Zu allen Menschen! Gebt und zeigt
Uns eure Seligkeiten!
Und führt uns ein an treuer Hand
In's ewig schöne Heimathland!"

So tönte der Gesang. — Eudocia stand noch stumm am Ufer. Was sie vor einigen Minuten in Verzweiflung thun wollte, konnte sie jetzt nicht. Ihr ganzes Wesen war durch dieses Lied wie von himmlischem Troste durchdrungen. Die Hoffnung auf Rettung ihrer Seele kam auf's Neue in ihr Gemüth zurück. Die Sehnsucht nach Erleuchtung ihres Geistes hatte sich zu so reiner Flamme heiliger Neugierde entzündet — daß sie dem Drange nicht widerstehen konnte, zu forschen, woher diese tröstenden Töne, zu so entscheidender Stunde durch die Nacht hinrauschten. Sie ging einige Schritte seitwärts, wo die Gränze ihres Lustgartens um den Felsen des Wasserfalles herum sich bog. —

Da enthüllten die milden Strahlen des Vollmondes der Staunenden das ehrwürdige bebartete Patriarchengesicht eines alten Mönches, der auf einem Rasen unter einer Terebinthe saß, und gerade das lächelnde Auge hinaufrichtete zu den Gestirnen des Himmels, als wollte er sie grüßen, wie Brüder, die mit ihm aus gleicher allmächtiger Hand des Schöpfers hervorgegangen.

Dann aber nahm er die Harfe mit beiden Händen, und wankte, indem er sich ihrer als Stütze bediente, in die dunklere Tiefe des Felsens, wo er gewöhnlich in einer einsamen Höhle unter Gebet und Betrachtung die wichtigen Stunden zubrachte, bis ihn mit dem dämmernden Morgen die heiligen Geschäfte des Lehramtes und Priesterdienstes in die Christengemeine nach Heliopolis zurückriefen.

Eudocia stand noch lange an einer und derselben Stelle, von wo aus sie den alten ehrwürdigen Christenpriester entdeckt. Dann stieg der Gnadengedanke in ihrem Innern auf: „Den muß ich kennen lernen! Denn er ist's, der mich vom nahen Wellentode zurückgerufen! Ihm will ich nun meine Seele vertrauen — er wird sie von dem nahen Sturz in den Abgrund des ewigen Verderbens zurückhalten! Denn sein Lied hat mir ja die Gnade und Verzeihung des Gottes, den er anbetet, zugeflüstert!"

Nun kehrte sie ruhiger als je zurück in ihren Palast, wo sie schlaflos unter Thränen und Seufzern in der einsamsten Kammer die Zeit bis zur Morgendämmerung zubrachte.

Mit dem ersten Strahl der aufsteigenden Sonne aber sandte sie sogleich einen vertrauten Boten zu dem frommen Sänger der gestrigen Nacht, und ließ ihm sagen: „Eudocia, die heidnische Sünderin begehret dein! Sie sehnet sich mit unnennbarer Sehnsucht nach der Erkenntniß des wahren Gottes, und nach Erlösung von den Ketten ihres Sündenlebens! Komm, heiliger Mann, und laß sie nicht länger mehr schmachten!"

Germanus — so hieß der fromme Mönch — freute sich ungemein bei dieser Nachricht. Er betete in der Stille zu Gott um Erleuchtung seines Geistes, damit er die Heidin von der himmlischen Wahrheit des Glaubens an Christus und seine Lehre felsenfest überzeugen, und dadurch zu heiligem Wandel sie führen könne. —

Und siehe, der Herr erhörte sein Gebet. Eudocia war in kurzer Zeit die vollkommenste Christin, durch-

drungen von dem guten Geiste der Buße, der Demuth, der Selbstverläugnung, und angethan mit dem duftenden Kleide jeder christlichen Tugend. —

Dieß erregte großes Aufsehen in ganz Heliopolis. Und das wunderbare Ereigniß war in Kurzem allenthalben offenbar. Die Anbeter und Schmeichler der reichsten Heidin wurden jetzt die ärgsten Feinde der armen Christin, die all ihre Güter von dem Augenblicke an, da die Gnade Gottes sie wegführte von ihrem Sündenwandel, unter ihre Knechte und Mägde und unter die Armen der Stadt vertheilt hatte. —

Und die Heiden gingen zum Richter, und erhoben verläumderische Klagen gegen die Bekehrte. Jetzt begann eine fürchterliche Verfolgung gegen sie. Der Statthalter von Heliopolis, Diogenes mit Namen, ließ sie nach langem Zureden, sie sollte wieder den Göttern opfern, grausam martern, weil sie es ihm versagte, und endlich in den tiefsten Kerker werfen.

Hier schmachtete sie noch nach vielen Jahren, nachdem bereits ein anderer vornehmer Heide, Vincentius, Statthalter geworden war nach Diogenes Tode. — Sie dankte ihrem göttlichen Heilande für diese lange schmerzvolle Zeit der Buße.

Endlich — so erzählt die fromme Sage — trat um Mitternacht ein Henker zu ihr, da sie betete auf ihren Knieen, und rüttelte sie unsanft aus ihrer Andacht, und sprach: „Eudocia, die letzte Stunde deines Lebens ist gekommen. Der Statthalter, der nach tollem Schwelgen sich schlaflos wälzt auf seinem Lager, hat das Verzeichniß der Gefangenen durchgeschaut, und dich zu seinem höchsten Zorn noch lebend gefunden. In dem Augenblicke ist der strenge Befehl an mich ergangen, ich sollte an dir thun, was mein Geschäft, damit du nicht mehr sähest den wiederkehrenden Strahl der Morgensonne!" —

Eudocia bog willig den Nacken unter das Henkerbeil. Und als sie schon verblutet an der Erde, war es, als tönten durch das Kerkergewölbe die süßen Worte:

„Ich bin noch nicht verloren!
Mich hat der Herr erkoren! —
O Sünder, komm und folge mir!
Komm nur, der Herr ist auch mit dir!
Und führt dich im Erlösungsschein
In seinen schönen Himmel ein!"

„O komm! O komm!" — gab das Echo der Wölbung zurück, daß es der Henker deutlich vernahm, und zusammenschaudernd, als sei die Stimme auch an ihn ergangen, hinauseilte, um sich von seinem Schrecken zu erholen.

Eudocias Geist aber wandelte in die Schaaren der Engel, die sich über die bekehrte Schwester so innig freuten, wie über neun und neunzig Gerechte.

Zweiter März.

Karl der Gute,

der ehrwürdige Graf von Flandern.

Es war im Jahre 1119, als ein königlicher Jüngling, der Sohn des frommen Kanut von Dänemark und Aliza's von Flandern, in der Stadt Brügge einzog, um von dem schönen üppigen Flandern Besitz zu nehmen.

Karl hieß der neue Gebieter dieses Landes. Er hatte sich von Jugend auf nicht nur allein durch Tapferkeit und seltene Verdienste um das Wohl von Flandern, sondern auch vorzüglich durch die uneigennützigste Ausübung der schönsten Christentugenden so ausgezeichnet, daß er der Liebling Balduin's, des verstorbenen Grafen und Herrn von Flandern, geworden war, der ihn auch zum Lohne so edler Thaten vor seinem Ableben zum Erben und Besitzer von Flandern durch testamentliche Urkunde ernannt hatte.

Alles Volk frohlockte und freute sich unter die Regierung eines so edlen, königlichen Prinzen zu kommen. Denn man liebte und schätzte den Sohn schon um der

Tugenden seines Vaters willen, die im hellen Glanze herüberleuchteten von Dänemark; noch mehr aber wegen seines eigenen frommen Wandels, der ihm in kurzer Zeit durch das ganze Land den schönen Beinamen: „der Gute“ zugesellte. — Allenthalben ging die Sage der Freude, des Lobes und der Ehre: „Der Segen des Himmels hat sich ausgegossen über das flanderische Gebiet, und hat dem Volke einen Herrn gegeben, der dessen Wohl zu gründen Tag und Nacht sinnet und handelt in der reinsten Aufrichtigkeit des Herzens. Karl von Flandern, der edle Prinz von Dänemark, ist ein Muster, für die vom hohen Adel, wie für die Unterthanen — ein Muster aller christlichen Tugenden. — Seht nur, wie er wandelt voll Demuth unter seinem Volke, wie unter Brüdern! Wie er hilft mit Rath und That, das wahrste Bild der edelsten Nächstenliebe! Und was noch am schönsten ist — keinen Schmeichler findet man innerhalb der Hofburg! Er haßt die Schmeichelei vom tiefsten Grund des Herzens, weil sie den Fürsten hinwegleitet von der Erkenntniß seiner Selbst und seines Volkes! Aber an der Stelle der Schmeichler sind Männer zu erschauen von biederer Treuherzigkeit! Die liebt und hält er, wie sein eigen Blut, weil sie ohne Rücksicht irgend einer Person oder eines Umstandes die Wahrheit frei von der Brust reden, und sich sogar nicht scheuen, den Fürsten an seine Fehler zu erinnern! — O möge der gütige Himmel diesem edlen Herrn, diesem Guten, recht lange das Leben erhalten, und mit seinem Leben das allgemeine Glück!“ —

So redete das Land von Karl, dem Guten. Und fürwahr, es hatte Recht. Denn der Graf war der edelste Mann zu seiner Zeit, der keinen Augenblick vergaß zu thun, was einem Christen ziemt. Vorzüglich war er der Vater der Armen seines Landes. Und es geschah nicht selten, daß er alle seine Schätze erschöpfte, um den Nothleidenden zu helfen. Ja, er schämte sich nicht, in eigener Person Speise und Kleider unter die Hungrigen und Nackten auszutheilen.

„Die Armen," sagte er zu seinen Hofschranzen, wenn sie über seine beispiellose Freigebigkeit manchmal bedenklich die Achseln zuckten: „Die Armen, ihr Freunde, sind sie nicht meine Brüder? Und ist es nicht eine meiner ersten Pflichten, diesen meinen Brüdern Hilfe zu bringen, da ich es kann?" —

Einmal — so geht die Sage — hielt er sich zu Ypern auf. Das Getraide und überhaupt die Nahrungsmittel waren zu der Zeit auf einen ziemlich hohen Preis gestiegen, so daß viele Hunderte sich nur halb satt aßen, viele Tausende hungern mußten. Der Graf sah dieses Elend, und es jammerte ihn der Unglücklichen in seinem Lande. Da ging er aus, um zu helfen, wo zu helfen war. Und man bemerkte, daß er an einem Tage mit eigener Hand gegen sieben tausend achthundert Brode unter die Nothleidenden vertheilte. —

Diese edelmüthige Handlung hatte ihm die Liebe seiner Unterthanen im höchsten Grade allgemein erworben. Aber Karl war noch nicht damit zufrieden. Er gab den Befehl: „Man trage die strengste Sorge dafür, daß von den reichen Händlern, die sich blicken lassen innerhalb der Gränzen meiner Gauen, das Getraide, so wie alle übrigen Nahrungsmittel zu einem so billigen Preise abgegeben werden, daß die Armen und Bedrängten in meinem Volke von nun an nicht mehr so drückenden Mangel fühlen dürfen."

Es geschah, was er befohlen; so wie manche andere weise Gesetze zur strengsten Ausführung kamen, die er voll väterlicher Liebe zu seinen Unterthanen verfaßt, um sie vor der Bedrückung der Reichen und Großen zu schützen.

Aber dadurch hatte sich der gute Graf nach kurzer Zeit unter den Drängern und Aussaugern des Landes — Bertulf mit seinen Vettern war der ärgste unter diesen — viele Feinde und Hasser gemacht. Und sie rotteten sich zusammen, um in einer schrecklichen Verschwörung gegen ihn zu beschließen, wie sie sich dafür rächen wollten. Die Rache fand aber nur ihr Ziel in

seinem Tode. Es ward in der Stille ausgemacht, ihn, der Allen nur Gutes that, aus dem Wege zu räumen. Und dieser abscheuliche Entschluß sollte bei der nächsten günstigen Gelegenheit ausgeführt werden.

Die Gelegenheit ergab sich bald. Bertulf, der Bösewicht, hatte auf eine verbotene Weise die Probstei von Sankt Donatian zu Brügge an sich gerissen, und mit dieser zugleich die Kanzlerwürde von Flandern, die eng damit verbunden war. In diesem Amte stand er hoch genug, daß er sich erfrechen konnte, alle möglichen Ungerechtigkeiten auszuüben. Aber der Graf, der mit ganzer Seele am Rechte festhielt, verwies ihm sein schändliches Verfahren, und gebrauchte seine gebieterische Gewalt, um ihm Einhalt zu thun.

Nun war die Wuth der Rache reif in Bertulfs erbostem Herzen. „Ich will ihm zeigen, diesem guten Grafen," sprach er hohnlächelnd in der Versammlung seiner Mitverschworenen, und drehte den Meucheldolch unter der breiten Brustbinde grimmig herum in dreimaliger Runde: „Ich will ihm zeigen, wie Bertulfs Rache sich grausam hineinwälzt in das warme Herzblut des Gegners, daß es starre und stocke! Auf Freunde, mit mir! Ehe der erste Strahl der Morgensonne heraufsteigt über Brügge, muß das scharfe Messer, das ein Jeder zum Grafenmorde geweiht, uns vielfach genug gethan haben."

So brummte er, und rannte mit einem gräßlichen Schwure über den Guten von Flandern hinaus in die Nacht — und alle Andern folgten ihm. —

Es war beim ersten Grauen des Morgens — da Karl hervorging aus dem Schlafgemache, um in die Kirche zu Sankt Donatian zu eilen, wo er täglich zur Matutine zu erscheinen pflegte.

Da trat ihm mit ehrfurchtsvoller Verbeugung Einer seiner edlen Hoffreunde in den Weg, und bat: „Mein Herr und Graf, geht heute nicht den gewohnten Gang zu Sankt Donatian! Es haben mehrere aus euren Getreuen allerlei schlimme Kunden hören müssen von

da und dort — und mir selbst will es in trauriger Ahnung fast sein, als begegne euch auf diesem Wege nichts Gutes! Darum laßt euch warnen! Beibt zurück! Thut's euren Freunden zu Liebe, thut's eurem Volke — und geht heute nicht den gewohnten Gang zu Sankt Donatian! — Oder, wenn ihr denn wirklich gehen wollt, so nehmt starke Bedeckung mit euch!"

Aber Karl versetzte lächelnd: „Wir sind ja stets von Gefahren umgeben! Wir bedürfen aber keiner Schutzwehr, wenn wir nur das Glück haben, Gott anzugehören! Und wenn es sein Wille ist, daß wir das Leben verlieren, können wir es wohl einer bessern Sache wegen hingeben, als für die Gerechtigkeit und Wahrheit?"

Und nachdem er dieß gesprochen, bot er dem warnenden Freunde zum Abschiede freundlich die Hand, und — ging seines Weges. Dieser aber sah ihm traurig nach, und indem er sich eine Thräne schlimmer Ahnung vom Auge wischte, zog er sich in ein tieferes Gemach der Hofburg zurück, um für den Grafen zu beten. —

Aber er betete nicht lange — so schreckte ihn ein fürchterliches Klagegeschrei aus seiner Andacht; und Jammer über Jammer wiederhallte herzzerschneidend durch die Wölbungen der Bogengänge des Palastes. —

„Karl, der Gute, ist todt!" tönten die Stimmen, und seufzten die Thränen der Klagenden: „Der gute Karl liegt gemeuchelt an den Stufen des Altars in der Kirche von Sankt Donatian!"

Bertulf war der Meuchler. Der Unmensch wußte die Stunde, da der Graf zur Andacht kam. Er hatte diese heilige Gewohnheit des Frommen mißbraucht zu seiner mörderischen Greuelthat. Und da Karl vor dem Altare im Anblicke eines wunderschönen Madonnagemäldes versunken war in das Gebet der Bußpsalmen — hatte der Racheschnaubende auf seinen Füßen von hinten sich herangekauert, und mit gräßlichem Gelächter den Dolch ihm durch die Rippen gerannt, daß die

vom warmen Blute dampfende Spitze schaurig hervorsah aus der Brust.

Ohne Klage, im Gebete für sich und sein Volk — für seine Feinde, sank der fromme Graf, und starb. Mit ihm war die Hilfe der Bedrängten, der Trost der Klagenden, das Heil der Leidenden dahingeschieden. Dieß fühlten die, denen er so viel Gutes gethan, gar wohl — sie eilten schaarenweise herbei, fielen nieder an der Leiche ihres vielgeliebten Vaters, und wußten ihrer Thränen und Seufzer gar kein Ende. —

Da wo der Gute sein Leben enthauchte als Opfer der Gerechtigkeit und Wahrheit, senkte man die entseelte Hülle unter die Stufen des Altars. Jetzt ruht sie unter der Wölbung der Madonnakapelle in eben der Kirche.

Und das Land, das er einst so hoch beglückt, zollte ihm bis auf diese Stunde die tiefste Ehrfurcht unter dem Namen eines ehrwürdigen Grafen von Flandern.

Dritter März.

Marinus und Asterius,

die heiligen Märtyrer.

Das Jahr 272 war für die Christen, die sich ungeachtet der tyrannischen Hindernisse, die ihrem Wachsen und Blühen entgegengesetzt wurden, durch den ganzen Orient und das abendländische Reich verbreitet hatten, ein sehr erfreuliches Jahr. Denn die Regierung der Kaiser Valerius und Gallienus hatte die schreckliche Verfolgung gemildert, und es schien, daß ihnen Friede und Freiheit werde in Ausübung ihres heiligen Dienstes. So wuchs ihre Zahl von Stunde zu Stunde durch die eifrigsten Bekenner des beseligenden Glaubens, der durch den Sohn Gottes von Gott ausgegangen, zu Gott zurückführt. Dessen freuten sich

die Frommen mit der innigsten Herzensfreude, und dankten dem Herrn in unaussprechlichen Gebeten.

Um eben diese Zeit lebte zu Cäsarea in Palästina ein Mann von hoher Geburt und großem Ansehen. Er war Krieger im kaiserlichen Heere, und hieß Marinus. Nicht nur durch Reichthum, sondern mehr noch durch Heldenmuth und persönliche Tapferkeit ausgezeichnet, die verbunden mit Rechtschaffenheit und Tugend allgemeines Aufsehen erregten — war er dahin gekommen, daß er zur hohen militärischen Würde eines Hauptmannes gelangen sollte.

Aber Einer seiner Gefährten, der um eben diese erledigte Stelle geworben, dem aber Marinus vorgezogen worden, ergrimmte im Stillen darüber, und sprach zu sich selbst: „Eher soll die Lanze in meiner Hand sich kehren, und ihre Spitze von freien Stücken in das Herz dringen, eher soll die Erde sich spalten, und das Meer Cäsarea verschlingen, als daß Marinus Hauptmann werde im Heere und hohnlache mir und seinen andern Gefährten. Ich will sinnen Tag und Nacht in wohlthuender Rachgier, wie ich ihn herunterstürzen möge vom Gipfel dieser Ehre, wo er stolz sich brüsten würde, das Haupt in den Wolken des Himmels, die Füße auf meinem gebeugten Rücken. Ehe der Morgen graut, hoher Marinus, muß es anders sein — oder ich will herumirren in der öden menschenleeren Wüste längs dem Ufer des Meeres, wie ein Verzweifelter, bis ich eine Bergwurzel finde, die meinen Hals zusammenschnüre zu einem elenden Tode."

So sprach der Schändliche zu sich selbst, und eilte hinaus vor die Thore von Cäsarea, um in den düstern Schatten der Palmen seiner Rache mit Ruhe und Ueberlegung nachzusinnen.

Die Nacht hatte bereits ihren schwarzen Flor ausgebreitet über die Stadt, und der Wiederschein der Luster aus den Palästen erhellte die Straßen — da stand ein Krieger vor dem Hause des Statthalters Achäus, und bat die Wache an der Pforte: „Geh' und

melde deinem Herrn, es stehe Einer aus der Stadtlegion draußen, der ihm Wichtiges zu berichten habe."

Der Krieger wurde, so spät es auch war, sogleich eingelassen. Es war Marinus rachgieriger Gefährte. Mit demüthig heuchlerischer Geberde trat er vor den Statthalter und sprach: „Herr, mir ist ein Stein auf dem Herzen, den ich nur durch ein Geständniß heben kann. Zwar verletze ich die Bande der Freundschaft, die mich bisher an einen Mann im Heere gefesselt. Aber das Wohl des Staates und die Ehre des Kaisers, so wie dein Ruhm, edler Statthalter, müssen mir über Alles gehen. Du stehst im Begriffe, dem Krieger Marinus, der sich fürwahr durch Heldenmuth auszeichnet, die erledigte Hauptmannsstelle in dieser Stadt zu verleihen. Aber verzeihe mir die Freiheit, mit der ich dir offen sagen muß, du weißt nicht, was du thust! Marinus ist schon seit langer Zeit im Stillen ein Christ! Niemand im Heere weiß davon! Nur seine innigsten Freunde tragen dieses Geheimniß in sich! — Nun aber ist dir wohl bekannt, daß die römischen Gesetze strenge verbieten, einen Mann zu so hoher Ehre zu erheben, wenn er ein Christ ist! — Ich habe nun meine Brust entlastet von diesem schweren Geheimnisse. Es war mir nicht leicht, das wissen die Götter, an meinem Freunde also zu handeln. Doch die höhere Pflicht hat es geboten. Deine Sache aber sei es, nun strenge zu prüfen, was zu thun. Die Schutzgötter unserer Stadt mögen dich segnen und erleuchten."

So sprach der Böse mit wildem Lächeln, sah dem Statthalter — es war das Spiel einer Sekunde — mit den Augen des triumphirenden Neides starr in's Angesicht, nahm sogleich wieder die Miene der Ehrfurcht an, verbeugte sich bis zur Erde — und verließ den Saal. —

Der Statthalter, der durch diese überraschende Nachricht nicht wenig bewegt wurde, brachte unter wechselnden Gefühlen des Zornes und Mitleides die

Stunden der Nacht zu, und ließ, sobald der Morgen graute, den Krieger Marinus zu sich rufen.

Und da dieser vor ihm stand, fragte er: „Ist es wahr, daß du im Glauben der Christen lebest?" — Marinus aber leugnete nicht, und bekannte frei und offen: „Ja, Herr, so ist es! Ich bete den einzigen und wahren Gott an; und halte die Verehrung, mit der man den falschen und erdichteten Göttern Weihrauch streut, für eines der größten menschlichen Verbrechen!"

Der Statthalter runzelte die Stirne voll Unmuth. Dann sprach er nach einer Weile im Tone des Richters: „Weil du dich stets als tapferen Kriegsmann gezeigt, den ich nicht gern verliere — so gebe ich dir drei Stunden Frist, während denen du dich eines Besseren besinnen wollest! Ist aber diese Zeit vorüber — so lege ich dir die Wahl vor zwischen Tod und öffentlicher Ableugnung der Religion, zu der du dich im Stillen bekanntest. Mögen die Götter geben, daß du glücklich und zu deinem Vortheile, nicht nach dem Beispiele deiner schwärmerischen Genossen, im Unsinne wähleſt!" —

So entließ der Statthalter den christlichen Krieger, der noch beim Weggehen mit lächelndem Munde sagte: „Fürwahr, Herr, es hätte dieser Bedenkzeit nicht bedurft. Du wirst, so lange meine Lippen zur Sprache sich bewegen können, kein anderes Glaubenswort vernehmen, als ich bete den einzigen und wahren Gott an!" —

Vor der Pforte des Richthauses stand Theokten, der edle Bischof von Cäsarea. Er hatte gehört, Marinus sei seines Glaubens wegen verklagt worden bei dem Statthalter, und werde aufgefordert, öffentlich demselben zu entsagen. Dieß bewog den frommen Mann, der wie ein guter Hirte über seine Heerde wachte, in die Nähe des Richthauses zu gehen, um den Angeklagten, wenn er ihn sehen und mit ihm reden könnte, durch himmlische Kraftworte in der Beharrlichkeit zu bestärken. Und als Marinus nun heraustrat, um unter kriegerischer Bewachung heimzukehren in sein

Haus, wo er die drei Stunden der Bedenkzeit im Gebete zubringen wollte — sah er zu seiner größten Freude den frommen Bischof, seinen Freund und Lehrer, vor sich stehen, der ihn liebreich und einladend bei der Hand nahm, und zu ihm sprach: „Marinus, komm, und folge mir!"

Ohne zu fragen: wohin? folgte der edle Krieger den leitenden Fußstapfen seines bischöflichen Führers. Nach einiger Weile standen sie vor dem Gotteshause der Christen. Der Bischof hatte den Schlüssel zur verschlossenen Pforte, und öffnete sie. Bald standen sie vor dem Altare der Kirche. Eine heilige feierliche Stille herrschte durch die vergoldete Wölbung. Vor der Pforte hielten die wachthabenden Soldaten.

Da zog der Bischof das blinkende Schwert von Marinus Lenden, und aus den Brustfalten seines eigenen Mantels das Buch der Bücher, die göttliche Schrift, hielt beide in den Händen wägend vor das Angesicht des bewegten Kriegers, und fragte: „Mein Sohn, welches davon willst du wählen? den nahen Martertod im Glauben an den Gott, den sein ewiger Sohn in diesem unsterblichen Buche uns geoffenbart? oder mit diesem Schwerte die irdische Ehre eines Hauptmannes?"

Und Marinus streckte augenblicklich mit verklärtem Lächeln und gnadenvoller Begeisterung seine Hand aus nach dem Buche, nahm es und drückte es unter süßen Freudenthränen an Brust und Lippen. — „Wohl, mein Sohn," entgegnete hierauf der Bischof tiefgerührt: „Schließe dich also Gott an! Er wird dich durch seine Gnade stärken, und in den Besitz dessen setzen, was du so eben gewählt hast! Gehe nun hin im Frieden!"

Bei diesen letzten Worten segnete er ihn, wie ein guter Vater seinen Sohn vor der Abreise in ein fernes Land — und ging beruhiget von dannen. — Marinus aber wandelte den Weg nach dem Richthause. Denn die drei Stunden waren beinahe vorüber. —

„Nun," fragte der Statthalter, da der Gefangene

abermals vor ihm stand, „wie hat sich jetzt mein sonst so heldenmüthiger Krieger entschlossen?"

„Wie vor drei Stunden!" erwiederte der Starke: „O Herr, du wendest auch jetzt vergebliche Mühe an, und irrest sehr, wenn du der Meinung bist, Marinus verleugne seinen Glauben um eitler Ehre willen. Die Frist, so du mir gabst, hat dazu genützt, durch heiliges Gebet meine Christenkraft und Geisteslebendigkeit auf einen viel höhern Grad zu steigern. Ich sehne mich nach deinem Urtheilsspruche!" —

Achäus, der Statthalter, der lange diesen braven Soldaten zu verschonen suchte — brach endlich den Todesstab. Denn wenn er auch nicht wollte, so mußte er es thun, da er an das römische Gesetz dachte, das ihm der Verräther des Gefangenen beim nächtlichen Besuche mit wilder neidischer Rachgier vor Augen gestellt. — Der fromme Krieger wurde, stilldulbend und ohne Widerrede bei all den harten Mißhandlungen der Wache, die ihn gefesselt hielt, zur Enthauptung auf die Richtstätte vor Cäsarea hinausgeführt. —

Im Häuflein der Christen, die unter halbverhaltenen Thränen und Seufzern der Mordscene von ferne zuschauten, befand sich ein römischer Senator, Asterius mit Namen, der in hohem Ansehen stand bei den Kaisern, und durch seine Geburt und seinen Reichthum bekannt war durch die ganze Gegend. Es war Marinus innigster Freund, und zu einer und derselben Zeit mit ihm im Stillen ein Christ geworden.

Wie dieser sah, daß der Theure leblos an der Erde liege, trat er hervor aus der Christenschaar, und ging auf die Stelle zu, wo Marinus verblutete. Und nachdem er sich ausgeweint, hub er, ohne auf seine prachtvolle Rathsherrnkleidung zu achten, den blutigen Leichnam auf seine Schultern, und trug ihn im Angesichte des staunenden Volkes von dannen, um ihm in stiller wehemüthiger Todtenfeier die letzte Ehre der köstlichsten Einsalbung zu erweisen.

Dieß erfuhr der Statthalter — und ergrimmte.

„Asterius" — so erging sein Befehl an die Henker — „Asterius soll sterben, wo der Krieger Marinus sein Leben geendet!"

Nach wenigen Stunden — also erzählt die traurige Sage — lag auch der Körper des Asterius hauptlos an der Erde der Richtstätte, bis um die Abenddämmerungsstunde die Brüder der christlichen Gemeine kamen, und ihn beerdigten, wo er kurz vorher für Marinus das Grab bereitet. —

Vierter März.

Kasimir,

der heilige Königssohn aus Polen.

In einer sternenhellen Mitternacht des Jahres 1470 tönte vor der verschlossenen Pforte der Hauptkirche zu Krakau jugendlicher Gesang durch die stillen Lüfte, der bei dem matten Scheine der silbernen Lampe durch die Fenstergemälde des gothischen Tempels, frommen Geisterstimmen gleich, die schlummernde Nachbarschaft zur Andacht weckte.

Der Küster, der zunächst an der Kirche wohnte, erwachte vom Schlafe, und horchte eine Weile durch das Gitter hinaus in's Freie, ward aber bald durch die sanftmelodischen Töne, in denen himmlische Andacht säuselte, in die Nähe der großen Kirchenpforte gelockt und vernahm daselbst mit unnennbarer Rührung ganz deutlich das fromme Lied:

„Alle Tage
Sing' und sage
Lob Marien, du mein Mund!
Gib, o Leier!
Ihre Feier,
Fromm gib ihre Hoheit kund!"

„Mackellose
Himmelsrose,
Keuschheitslilie, Edelstien!
Ueber Sonnen
In die Wonnen
Führest du der Keuschen Reih'n!"

„O empfehle
Meine Seele,
Daß sie nimmer wankt, noch fällt —
Deinem Sohne;
Er verschone
Sie im Schiffbruch dieser Welt!" —

Kaum dämmerte der Morgen, so ging die laute Sage durch die Stadt: „Kasimir, der Lieblichste unter den Söhnen des Königs, der Augentrost der guten Königin — war der fromme Sänger der Mitternacht. Wenn noch die ganze Stadt in den Armen des Schlafes ruht, wandelt der zwölfjährige Prinz nach der verschlossenen Kirchenpforte, und betet und singt an den Quadern der Schwelle, bis zur Matutine die Glocke ruft, wo er mit andern Frühandächtigen in die geheiligten Hallen tritt."

Kasimir war das Dritte von dreizehn Kindern, und unter der vorzüglichsten Pflege der Mutter von der Wiege an bis in sein Knabenalter mit großem Eifer der Tugend herangewachsen.

Nun wünschte der König für den jungen Prinzen, wie für alle seine Söhne, einen edlen religiösen Erzieher, und forschte allenthalben nach einem frommen und gelehrten Manne, der in der schweren Kunst der Kinderbildung durchaus erfahren wäre. „Ich brauche," sprach er zur Mutter seiner Söhne, „ich brauche einen Gärtner, der die zarten Pflanzen begieße, beschneide und veredle, damit sie empor wachsen zu wunderschönen Paradiesespalmen."

Und siehe, der Gärtner ward gefunden. Es war Johann Dugloß, Longin genannt, Kanoniker von Krakau. Der Ruf seiner Frömmigkeit und ausgezeich-

neten Kenntnisse war bis zum Throne des Königs vorgedrungen.

Dieser edle Mann hatte nun bald die Freude, zu sehen, wie die königlichen Kinder in kurzer Zeit die kräftigsten Fortschritte in Tugend und Wissenschaft machten. Prinz Kasimir aber war der Erste. „Ich kann es euch mit Freuden gestehen," sprach Longin zum Könige: „Er ist die Hoffnung eures fürstlichen Hauses. Seine Jugend ist reine Unschuld. Himmlische Andacht glüht in seinem Herzen. Und die gefällige Anmuth seines Benehmens zieht den Blick jedes Edlen mächtig an sich — man muß ihn liebgewinnen. Dabei ist kein Stolz in seiner Seele. Nennt man ihn Prinz, so antwortet er: „Ich freue mich, daß ich mit Allen Einen Vater habe, der im Himmel ist." Und redet Jemand von dem Königreiche seines Vaters, so spricht er: „Ich will trachten, daß ich in das Reich Gottes komme!" — Habt ihr gehört, wie er um Mitternacht betet in den Vorhallen der ehrwürdigen Tempel des Herrn? Mit Inbrunst zieht es ihn hin nach dem Bilde, wo der göttliche Erlöser ruhet in den Armen seiner heiligen Mutter. Sein Blick glühet in Andacht auf den gottmenschlichen Zügen des Heilandes, und sein Geist schwebt zu der blutigen Angst am Oelberge, steht mit dem leidenden Heilande vor dem falschen Richterstuhle, und weint Reuethränen unter dem Kreuze des Todes auf Golgatha. So ist sein Herz immer bei Gott, und aus dieser Vereinigung leuchtet sein innerer Seelenfriede. — Zudem überstrahlt der dreizehnjährige Knabe an Weisheit jeden seines Alters, und in seiner wahrhaft königlichen Seele ruht die Ahnung künftiger großen Thaten."

So lautete die Rede des frommen Erziehers, und der königliche Vater war hocherfreut darüber. „Das ist mir lieb, daß ich solches höre," sprach er lächelnd zur Königin: „Siehe, es bietet sich eben die schönste Gelegenheit, dem jugendlichen Sohne eine königliche Krone auf das Haupt zu setzen. Die Ungarn, die sich

wider ihren König Mathias empört, haben eine Gesandtschaft an mich geschickt, durch die sie mich bitten lassen, mit einem Kriegsheere ihnen zu Hilfe zu eilen. So will ich meinen Sohn dahin abschicken mit einer großen Anzahl von Kriegern, damit er Friede herstelle im Lande, und die Krone von Ungarn empfange."

Da der fromme Königssohn den Antrag des Vaters vernahm, schmerzte es ihn tief im Herzen, daß er das Ziel der väterlichen Wahl geworden. Doch fügte er sich als gehorsamer Sohn in den höheren Willen, und machte sich mit dem Kriegsheere alsobald auf den Weg, um so schleunig als möglich Ungarn zu erreichen.

Allein kaum war er an den ungarischen Gränzen angelangt, so ward ihm die Nachricht: König Mathias hat sich mit seinem Volke wieder ausgesöhnt; die ungarischen Großen sind auf seiner Seite. So rückt er mit einer Armee von sechszehntausend Mann dem Königssohne aus Polen entgegen, und will lieber unter feindlichem Schwerte fallen, als die Verstoßung vom Königsthrone erfahren.

Wie der edle Prinz dieß hörte — stand er stille mit seinem ganzen Heere. „Ich sehe wohl ein," sprach er zu seinen Hauptleuten, „daß unsere Ansprüche auf die Krone von Ungarn nicht ganz gerecht sein mögen; und ich halte diese Nachricht an der Gränze von der Wiedervereinigung des ungarischen Königs mit seiner Nation für Gottes Fügung, die uns verbietet, je einen Schritt weiter zu thun. So will ich Gesandte nach Hause schicken, und den königlichen Vater um die Gewährung des Rückmarsches bitten lassen."

Er that's. Und bis zur Rückkehr der Abgeordneten hielt er in aller Ordnung ein stilles Feldlager an der Gränze.

Die Gesandten kamen. „Was bringt ihr für Botschaft?" fragte schnell der edle Prinz. Und Jene erwiederten: „Wohl hat euer königlicher Vater die Rückkehr gestattet. Allein er zürnt euch doch, da ihr den Marsch, wie er meint, in das Innere des Landes nicht schleunig genug vollzogen!"

Kasimir ward traurig ob dieser Nachricht. Doch sein gutes Gewissen heiterte ihn alsbald auf, und fand seine Ruhe in den schönen Worten: „Ich will keine Krone, die mit dem Blute der Unterthanen gefärbt und errungen worden!"

Und nachdem er sein Heer nach Krakau entlassen hatte, begab er sich selbst in die Einsamkeit von Dobzki, eines altritterlichen Schlosses, das ungefähr eine Stunde von der Hauptstadt gelegen. Denn er wollte den Unmuth des Königs durch seine Gegenwart nicht vermehren.

Innerhalb der Mauern dieses Schlosses lebte der junge Prinz in Andacht und Betrachtung der göttlichen Schrift, wie ein alter Siedler. Und da man ihn zum zweiten Male zu einem Feldzuge nach Ungarn aufforderte, entgegnete er: „Warum soll ich dieser neuen Einladung Folge leisten, da ich an der Gerechtigkeit des ersten Feldzuges schon schwer gezweifelt, und nun bei stiller Ueberlegung zu der Wahrheit gekommen bin, daß die Krone von Ungarn mir nicht gehöre?"

Und da man noch nicht nachließ, in ihn zu dringen, versammelte er die Armen der ganzen Gegend um sich, und sprach zu den Hofleuten: „Laßt mich hier unter meinem Volke; diesen da Wohlthaten und Gaben auszuspenden, ist meine Königskrone." — Aber die vom Hofe zuckten bedenklich die Achseln, und wendeten ein: „Fürwahr, edler Prinz, es ist doch wider die königliche Würde, auf solche Art dem Volke zu dienen."

Darauf lächelte der Prinz, und fragte sie: „Ist Jesus, der himmlische Königssohn, nicht vom Throne seines Vaters auf diese Erde herabgekommen, um uns arme Menschen an sich zu bringen? von unsern Gebrechen uns zu heilen? War er nicht selbst arm, um uns reich zu machen? Nun aber ist Jesus der ewige Königssohn — und ich bin das sterbliche Kind eines sterblichen Königs! So sei es ferne von mir, eine andere Ehre zu suchen, als Jesu nachzufolgen."

Da seine Eltern und die Höflinge solche Worte gehört, drangen sie nicht mehr weiter in ihn, und

ließen ihn thun nach dem frommen Willen seines Herzens.

Und er fing an sich ganz und gar dem Herrn zu weihen, wohl ahnend, daß sein Leben auf dieser Erde von kurzer Dauer sei. Fern von irdischer Pracht und Weichlichkeit war er ein Jüngling voll Gebet und Tugend. So nahte sein fünfundzwanzigstes Lebensjahr. Er hielt sich in eben der Zeit zu Wilna auf, der Hauptstadt von Lithauen; denn er war Herzog von diesem Lande. Da fühlte er, daß das Fieber, das ihn bisher langsam verzehrte, sein letztes Stündlein nun nahe führe — und er freute sich von ganzem Herzen auf die himmlische Aufnahme in den Arm des Herrn, den er auf Erden so geliebet. Voll Inbrunst nahm er das Abendmahl. —

Und da der Morgen des vierten März vom Jahre 1484 über die Wölbung der Kirche von St. Stanislaus herniederschien — lag der Leichnam des königlichen Jünglings in der Gruft der Ahnen.

Die Armen aber hatten dem Frommverblichenen ein Denkmal gesetzt unter den Cypressen des Friedhofes vor Wilna; und ihre Dankes- und Trauerthränen flossen häufig unter die ersten Veilchen und Schneeglocken, die auf dem Hügel blühten als liebliche Sinnbilder der Demuth und Reinheit seines Herzens.

Fünfter März.

Kiaran,

der heilige Bischof in Irland.

Golden tauchte die Frühlingsabendsonne des Jahres 384 nieder hinter den Basalthügeln der Grafschaft Ossory in Irland, und verklärte mit ihren letzten Strahlen Höhen und Niederungen, die einem Jeden, der die Schönheiten der stillen Natur mit seelenvoller

Freude empfand, das romantische Thal mit duftenden Blumenmatten und freundlich-rieselnden Quellen, zur andächtigen Erinnerung an den ewigen Schöpfer gestalteten.

Da ruheten sechs christliche Pilgrime, müde von den überstandenen Beschwerden vieler Tagreisen, an einem der felsigen Hügel, und schauten voll Freude, daß sie endlich das Ziel ihrer Wanderung glücklich erreicht, über die abendlich beleuchtete Landschaft hin.

Kiaran — so hieß der Erste unter den Pilgrimen — erhob sich, nachdem er durch kurze Ruhe die ermatteten Glieder gestärkt, von dem Rasen, lehnte sich mit der Linken gegen den Wanderstab, und begann nach einer Weile tiefgeistiger Betrachtung zu seinen Gefährten also zu reden: „Hier, meine lieben Brüder, ist mein Vaterland! Laßt uns niederknieen, und dem Herrn danken, daß ich es glücklicher und im christlichen Glauben vollkommener gebildet wieder betrete, als ich es vor zwei Jahren verlassen habe!“

Und als er dieß gesagt, warf er sich nieder auf die Kniee. Seinem frommen Beispiele aber folgten Lugacius, Columban, Meldan, Lugad und Cassan, seine treuen, christlichen Freunde. Während ihres stillen Dankgebetes versank der letzte Strahl der scheidenden Sonne hinter dem Basaltgestein, von dem sie nun langsam herniederstiegen, um in dem heiligen Scheine des Vollmondes durch die Ebene dem nächsten Dorfe zuzuwandern.

„Seht ihr, Brüder,“ fuhr Kiaran fort, „seht ihr die freundlichen Hüttchen über den Gebüschen dort im grauen Nebelflore am fernen Rande des Thales? In einer dieser stillen Wohnungen erblickte ich vor zwei und dreißig Jahren das Tageslicht. Obgleich ich mich freue in der Rückerinnerung an die Knabenzeit, die ich in meinem Jugendthale fröhlich und sorglos durchhüpfte — so fügt sich an diese Erinnerung dennoch Wehmuth und Schmerz, weil ich bis zum höhern Jünglingsalter mich herumwälzte in der Unruhe des Aberglaubens, in dem sumpfigen Irrsale falscher Lehren und Grundsätze,

weil ich so allein und mir selbst überlassen keinen Freund, keinen Führer hatte, der mich zur lebendigen Kenntniß Gottes und des göttlichen Glaubens väterlich geleitet hätte."

„Kiaran," erwiederte Lugacius, „Kiaran, mein theurer, geliebter Freund im Herrn, verbanne diese Wehmuth und diesen Schmerz aus deiner Brust, und freue dich im Gegentheile, daß dir der Geist Gottes vor Jahren den Gedanken in die Seele gelegt, nach Italien zu pilgern, um im heiligen Kreise apostolischer Männer die Vollkommenheit unserer göttlichen Religion zu erstreben. Freue dich, und danke dem Herrn, da du nun als ein geweihter und eifriger Diener des Evangeliums zurückkehrest aus der christlichen Bildungsschule."

„Ja," fiel Cassan seinem Gefährten in die Rede: „Ja, Kiaran, freue dich, und fasse mit uns den festen, heiligen Entschluß, den reinen Glauben durch ganz Irland zu verkünden, und von der Stunde an, da wir dem frommen Bischofe Patricius uns gezeigt, mit unverdrossenem Eifer im Weinberge des Herrn zu arbeiten, damit die Kraft des göttlichen Geistes, die durch überirdische Gnade uns geworden, auf unsere vaterländischen Zeitgenossen übergehe und auf ihre Kinder und Enkel."

Und die frommen, christlichen Reisegefährten traten in schöner Begeisterung zusammen, legten ihre Hände in einander, und schlossen einen geweihten Bund zur heiligsten Pflichterfüllung. — Dann zogen sie beim sanftesten Mondlicht in Kiaran's Heimath ein. —

Rührend und himmlischsüß war die Rede, mit der Kiaran seine ganze Familie, alle seine Nachbarn und viele Heiden naher und entfernter Thäler zum beseligenden Glauben an Christus bewog. Noch rührender aber drang die Stimme des guten Sohnes zum Herzen seiner Mutter Liadan, mit der er ihr zuflüsterte: „Mutter. theure Mutter, ziehe mit mir in die Einsamkeit. Dort wirst du unendlich froh empfinden, wie kraftvoll und heldengroß die Liebe zum neuen heiligen

Glauben, die reine Wahrheit der neuen Lehre in deinem Herzen wächst und blüht und Früchte trägt! Mutter, theure Mutter, ziehe mit mir in die Einsamkeit!"

Liadan hörte die Stimme des Sohnes, aus der der Geist Gottes wehte! Und von diesem Tage an nährte sie in ihrem Herzen eine unnennbare Sehnsucht nach stiller Pflege ihres neugeschaffenen Geistes, eine himmlische Ahnung der süßen Freuden christlicher Einsamkeit. —

Während dem drang die Kunde durch das Land: „Kiaran ist aus Italien zurückgekehrt in Begleitung von fünf christlichen Gefährten, mit denen die Kraft Gottes ist." — Da beschied der fromme Patricius alsobald die Pilgrime zu sich, und weihte sie, damit sie den Glauben an Christus um so freier und eifriger durch ganz Irland verbreiten könnten, mit noch sechs andern würdevollen Männern zu Bischöfen des Landes.

Jetzt sagte Kiaran seinen Gefährten Lebewohl — und wandelte gegen den Fluß Fuaran, bis er in der dunkeln einsamen Waldung des Ufers ein Plätzchen fand, wo es ihm gefiel. Da ließ er sich nieder, baute eine Zelle und lebte darinnen ein so frommes, gottgeweihtes, erbauliches Leben, daß die Stimmen der Irländer, die zu ihm wallfahrteten, um seinen süßen, erquickenden Vortrag zu vernehmen, laut durch das Land ertönten: „Kiaran ist der Erstgeborne aus der Schaar unserer Heiligen!"

Viele aus der Menge derer, die an diesen stillen heiligen Ort wanderten, wollten in ihre Heimath nimmer zurückkehren, weil sie von den Ermahnungen des frommen Kiaran bis in das Mark der Seele gerührt, sehnliches Verlangen trugen, in seiner Nähe und unter seiner tröstlichen und sichern Leitung dem Herrn so einsam, wie er, dienen zu können. — Und siehe, aus der niedern Zelle des Frommen ging ein großes, ehrwürdiges Kloster hervor, das nach Kurzem eine heilige Schaar der eifrigsten Beförderer des Christusglaubens innerhalb seiner Mauern zählte. —

Nicht weit von diesem Kloster erhob sich bald darauf aus der Mitte schattiger Ufergebüsche noch ein anderes einsames Gebäude, das mit seiner neuen glänzenden Dachung in altgothischer Bauart wunderbar einladend über das romantische Thälchen schaute. —

Und es verbreitete sich die Sage durch Irland: „Kiaran habe seiner Mutter Liadan den Schleier gegeben. Dort im stillen Gebäude neben dem ihres Sohnes wohnt sie jetzt, und spricht durch ihr frommes Beispiel zu den irländischen Jungfrauen: „Kommt in die Einsamkeit meines Hauses. Ich will euch unterrichten im Glauben meines Sohnes, damit euch die Heldenkraft werde, euere Unschuld in heiliger Verborgenheit zu bewahren vor den falschfreundlichen Lockungen der bösen Welt. Kommt, ihr sollt eine treuliebende Mutter an mir finden!"

Diese liebevolle Stimme ihres Beispieles drang immer mehr und mehr in die Tiefe unverdorbener jungfräulicher Seelen — und es bildete sich von der Zeit an aus dem stillen Gebäude ein Nonnenkloster, das die Irländer nach dem Namen der ersten Frau Ceall-Lidain nannten.

Jetzt wurde die Ufergegend lebendiger, und die Schaaren der Wallfahrer nach Kiaran's Kloster, und die Zahl der Wallfahrerinnen nach Ceall-Lidain wuchs von Stunde zu Stunde.

Da sprach Kiaran zu sich selbst: „Ich will einen stillern Ort mir suchen. Denn hier finde ich keine Nahrung mehr für meine täglich wachsende Liebe zur Einsamkeit!"

Er nahm den Wanderstab und trat aus seinem Kloster. Wehmüthig wandte er den letzten Blick nach den Mauern, in denen seine Mutter lebte, und segnete sie mit einem thränenvollen Segen. Dann zog er in die Ferne. —

Fünfzehn Meilen von Padstow in der Provinz Cornwall redete gar bald die ganze Gegend von einem frommen Siedler, den man vor wenigen Wochen in

einer Felsenhöhle unter hochrankenden Gebüschen zum ersten Male gesehen.

Es war Kiaran. Bis hieher hatte ihn sein Wanderstab geleitet. Er empfand mit wunderbarer Freude die Süßigkeit dieses einsamen Ortes, und die Stimme des Herrn sprach zu seiner Seele: „Bleibe hier! Ich will, daß du einst ruhest unter dieser Erde!“ —

Auch hier sammelten sich nach kurzer Zeit einige fromme Schüler um ihn, die er außer den Stunden, wo er allein und verborgen in der Tiefe seiner Einsiedelei dem Herrn lebte, durch heiliges Beispiel und ermunternde Rede auf dem Pfade der Gottseligkeit väterlich leitete.

So nahete das Ende seiner Lebenstage. In den Armen liebender Jünger, denen er den heiligen Auftrag ertheilte, durch ganz Irland das Evangelium zu verkünden, und das Licht des wahren Glaubens in die dunkeln Herzen ihrer heidnischen Landsleute auszugießen — starb der Heilige im süßen Heimweh nach dem Lande der ewigen Vergeltung.

Die Siedlerzelle, worin er sein heiliges Leben geendet, wurde von der Zeit an in hohen Ehren gehalten. Und ein irländischer Edelmann, den Kiaran zum Glauben bekehrt, wollte da leben, wo der Fromme geendet. Auf einem Hügel baute er zu einsamem Aufenthalte eine stattliche Burg, und gab ihr den britischen Namen: St. Piran im Sande. Auch eine große, ehrwürdige Kirche, so genannt, erhob sich in der Folge an diesem Orte zum frommen Andenken an den heiligen Bischof, der als Siedler da gelebt. —

Das Kloster aber am Flusse Fuaran ward von Tag zu Tag zahlreicher besucht von den Schaaren christlicher Wallfahrer. Und seit Kiaran's Tode vermehrten sich dem Ufer entlang die Wohnungen für stille, gottgeweihte Siedler, die in das Geräusch ihrer Heimathen nicht mehr zurückkehren wollten. So entstand an diesem Orte im Laufe der Zeiten eine volkreiche Stadt — man nannte sie Saigir.

Aber die Christen späterer Zeit dachten voll Ehrfurcht an den Erbauer der ersten Siedlerzelle, und nannten Saigir im Andenken an den Frommen — Sier-Keran. —

Sechster März.

Die zwei und vierzig Märtyrer von Amoria.

Es war im Jahre 848, als die Araber und Sarazenen, wilde kriegerische Volksstämme, durch Ober-Phrygien einbrachen, eine Provinz, die zum römischen Reiche gehörte. Die Barbaren hatten dem Kaiser von Konstantinopel — er hieß Theophilus — schon manches schöne Land durch Waffenübergewalt weggenommen, hatten in Asien schon mehrere Schlachten über die kaiserlichen Truppen gewonnen — und lagerten sich nun in wilder, stolzer Eroberungslust vor den Thoren der Stadt Amoria.

Schrecken und Angst verbreiteten sich durch die ganze Stadt; Weiber und Kinder heulten durch einander; und selbst den Männern wollte der Muth entsinken. Denn der schreckliche Ruf von der Grausamkeit der Feinde, die theils Heiden, theils dem muhamedanischen Glauben ergeben waren — hatte sich schon längst durch ganz Asien bis hieher verbreitet — und die Einwohner sahen schluchzend und händeringend dem Untergange der Stadt und ihrem gewissen Tod entgegen.

Allein da that sich ein Hauptmann der Besatzung hervor — er hieß Theodor, und wurde Kraterus beigenannt. Ihm folgten Constantin Callistus, Aetius, Melisserus und Theophilus, die Patricier waren, und am Hofe hohe Würden begleiteten. An diese schlossen sich noch sieben und dreißig andere angesehene Hauptleute an, die mit Kraterus eines Herzens und Geistes waren.

Sie Alle traten in die Mitte des geängstigten Volkes; und Theodor nahm das Wort und sprach: „Ihr edlen Einwohner dieser Stadt, meine lieben Landsleute, was wollt ihr euch quälen mit knechtischer Furcht und unnützem Beben? Waltet nicht die Kraft des Herrn über uns, und die ewige Vorsicht, die uns aus den Klauen jeder Gefahr allmächtig heraus zu ziehen weiß? Verlasset den Glauben an Jesus Christus nicht, er ist das feurige Schwert in die Brust des Feindes! Er ist der Schild gegen den Pfeil des Heidenthums, und die gewaltige Lanze in das Herz des Unglaubens und der Lüge! Brüder, mit dieser göttlichen Waffe siegen wir auch im Tode! — Doch damit auch auf menschliche Weise Alles geschehe zu Erhaltung unsers Lebens und zur Bewahrung der Freiheit unserer Stadt, so wisset, daß unsere Besatzung tapfer bereit steht, dem Feinde jeden Eingang trotzig zu verwehren. Und, so Gott will, werden wir uns erhalten, bis der Kaiser Hilfe sendet. Ihr aber, die ihr zu schwach seid, Waffen zu führen, Weiber, Kinder und Greise, ziehet hin unter die Hallen christlicher Bethäuser, und sendet euer Flehen hinauf zum Himmel um Rettung — oder wenn der Herr der Heerschaaren es anders beschlossen — um Ausdauer im Glauben und Leiden!"

So sprach der fromme Hauptmann, umgürtete sich das Schwert, nahm die Lanze und eilte an der Spitze seiner Krieger auf die Mauern, um von da aus bis zum letzten Blutstropfen die Stadt zu vertheidigen.

Die christlichen Einwohner aber, die den Waffendienst nicht verstanden oder nicht kräftig waren, das Schwert und die Lanze zu führen, versammelten sich zum Gebete.

Tapfer hielt sich Theodor auf den Mauern, tapfer kämpften seine treuen Genossen gegen jeden feindlichen Andrang. Sie achteten nicht die Unzahl der Feinde, nicht der schrecklichen Drohungen mit Marter und Tod, wenn die Stadt überwältigt wäre. Ihr Vertrauen ging nach Oben; über ihren Mauern leuchtete die

Fahne des Glaubens, die ihren evangelischen Glanz bis über die Wolken sandte.

Und — also lautet die Sage — die christlichen Kampfgenossen hielten sich bis zu der Stunde, da sie Hilfe vom Kaiser erwarten konnten. Nun aber auf einmal um Mitternacht vernahmen sie feindliches Waffengeräusch mitten in der Stadt. Theodor sandte einen Boten hinab von den Mauern, damit er forschen sollte. Und bald kam der Bote wieder, und unter Zittern und Angst brachte er die Nachricht: „Die Sarazenen sind in unserer Stadt. Mit Fackeln und Pechkränzen durchlärmen sie die Straßen. Unsere Weiber und Kinder haben die Häuser geschlossen. Aber was hilft's? Von der Ferne her leuchten schon die gräßlichsten Brände. Der feindliche Schwarm richtet seinen Weg nach unsern Bollwerken. Voran leuchtet mit einer dreizüngigen Fackel Einer aus dem mindesten Pöbel unserer Stadt. Er muß den Feinden einen geheimen Eingang verrathen haben. Durch verrätherische List sind wir verloren, Hauptmann!"

Unter diesen Worten war der feindliche Lärm schon nahe gerückt. Theodor sah ein, daß er durch Waffengewalt nichts mehr erreiche. „Eilt," sprach er hastig zu seinen Kriegern, „eilt auf verborgenen Wegen zurück in eure Wohnungen! Tröstet und stärket eure Weiber und Kinder! Sagt ihnen, sie sollten beharren im wahren Glauben! Bald werde ihnen die Krone des Märtyrersieges zu Theil! Ich aber will hier bleiben und den Feind empfangen, und — wenn es möglich — für euch Alle sterben! Eilt, o eilt! die Gnade unseres Herrn Jesus Christus sei mit euch!"

Und also entließ er seine Krieger; es blieben aber bei ihm noch einundvierzig Männer, die fest entschlossen waren, mit ihm zu leben oder zu sterben für den wahren Glauben. Unter ihnen befanden sich seine innigsten Freunde, die vier Patricier.

Das Feindesgeschrei wurde gräßlicher. Schon polterten die wilden Fußtritte der Sarazenen an den

Mauern heran. Theodor stand an der Spitze der Zurückgebliebenen und trat dem Feinde entgegen.

„Hier habt ihr, was ihr gewollt," sprach er ernst und ruhig, „doch hat uns nur verrätherische List euch in die Hände gespielt! Unser Glaube, den ihr verachtet und mißhandelt, wird darum keinen Fuß breit aus unsern Herzen weichen! — Nehmt uns, peinigt uns auf jede Art — nur schonet der armen Weiber und Kinder in dieser Stadt!"

Der Anführer der Feinde lachte grimmig in seinen schwarzen Bart, da er diese Rede vernahm, und stieß die Schaftspitze seiner Lanze zwischen die Quader der Mauer, daß sie stecken blieb. „So wahr dieser Speer," schrie er, „schnurgerade in feindlicher Mauer steckt — also wahr soll euer Blick von nun an keinen freundlichen Strahl der Sonne mehr begrüßen!"

Und er gab sogleich Befehl, daß man die Gefangenen in Fesseln schlage nnd fortschleppe nach Syrien. Die Gebäude von Amoria ließ er zwar größtentheils unberührt, da das feindliche Streben nach Eroberungen ihn bald von dannen rief; aber das unglückliche Frauenvolk sammt den christlichen Kindern gab er frei und frank den Mißhandlungen seiner unverschämten häßlichen Krieger preis — bis er am dritten Tage das Zeichen zum Aufbruche ertönen ließ.

In Syrien schmachteten die zwei und vierzig gefangenen christlichen Krieger. Der dunkelste Kerker war ihr Aufenthalt. Kein Strahl der Sonne drang in das dumpfige Gewölbe. Jede Lebensbequemlichkeit war ihnen versagt; ja, man reichte ihnen nicht einmal Wasser und Brod genug, ihren Durst und Hunger zu stillen. Kein Mensch — ihre Wachen und Henker allein — ward zum tröstlichen Besuche zugelassen. Und selbst diese mußten sich entfernen, wenn sie die Gefangenen während ihrer Gegenwart nicht körperlich peinigen wollten. — So wollte man die heldenmüthigen Krieger im Glauben an Christus irre machen, und sie zu Muhameds Anhängern umgestalten.

Kaiser Theodosius, als er dieß hörte, hatte ein schmerzliches Mitleid, um so mehr, da die gefangenen Patricier mit der kaiserlichen Familie verwandt waren, und ordnete alsogleich Gesandte ab mit einem gewaltigen Lösegelde. Aber diese erhielten die Antwort: „Wir haben keine Kriegsgefangenen, sondern gefesselte Christen. So liegt es an diesen selbst, ob sie die Freiheit erlangen mögen. So sie den Glauben an den Nazarener abschwören, sollen sie ohne Lösegeld in ihre Heimath zurückkehren."

Mit dieser Antwort gingen die Gesandten traurig von dannen. Aber Theodor mit seinen Gefährten blieb fest in seinem Glauben. Und ob man Schmeichler und Heuchler in den Kerker sandte mit goldenen Gaben und köstlichen Versprechungen — die Helden wankten nicht.

Da erzürnte der Fürst der Sarazenen, und brach den Todesstab über die zwei und vierzig Christenkrieger. —

Der Morgen der Hinrichtung graute. Eine unzählige Schaar von Heiden und Muhamedanern hatte sich auf der Richtstätte zusammengerottet. Dreihundert Henker standen im Kreise; inmitten die unschuldigen Opfer mit entblösten Nacken. Sie riefen einstimmig durch das ganze Volk: „Die Lehre Muhamed's ist falsch, wir beklagen seine Anhänger als unwissende Brüder! Jesus allein ist unser Herr und Heiland, nach dessen Wohnungen wir verlangen!"

Nun war der Fürst der Sarazenen selbst noch auf den Richtplatz nachgeeilt. Er kannte die Gefangenen als die tapfersten Helden. Zudem war der Hauptmann Theodor vordem als Verschnittener an des Fürsten Hofe, und dieser wußte von ihm, daß er, da er Christ geworden, in den geistlichen Stand getreten, ihn aber ob seiner Ausschweifung wieder verlassen und dem Kriegsdienste sich gewidmet habe.

Und er nahm ihn auf die Seite, und redete ihm zu: „Ich weiß wohl, wer du bist. Bist du nicht der Eunuch, der ehevor Priester war, da er sich zum christ-

lichen Glauben bekannte? Dortmals magst du Christ gewesen sein, das geb' ich zu. Aber seitdem du Krieger geworden und in das Heer getreten, um Menschenblut zu vergießen, möchtest du noch als Christ gelten wollen? — Pfui Theodor, hinweg mit dieser Verstellung! Zeige dich als den, der du bist! Verlasse den Christus, zu dem du, wie du bewiesen, ja doch nur wenig Vertrauen hegst! Zeige dich vor dem Volke als treuen Anhänger Muhamed's, dessen Kraft dich augenblicklich vom Tode erretten wird!"

Aber Theodor erwiederte laut, daß es Jedermann vernehmen konnte: „Fürst der Sarazenen, ich bekenne vor dir und deinem Volke mit schmerzlichen Reuethränen, daß ich meinen Gott und Herrn schwer beleidigt habe, und seit ich meinen ersten Stand verlassen, den Namen eines Christen nimmer verdiene. Allein, da die Lehre Christi mir sagt, Gottes Barmherzigkeit sei unendlich, und seine Gnade werde dem Wahrhaftgläubigen zu Theil, so hoffe ich mit himmlischer Zuversicht, er werde meinen Tod als Opfer zur Sühnung meiner Sünden sich gefallen lassen, und meiner Missethaten nimmer fernerhin gedenken. Denn sage mir, so du einen Diener hattest, der dir treulos entflohen, und er käme wieder unter Reuethränen, und ginge für dich und deine Ehre mit Freuden in den Tod — würdest du wohl seiner vorigen Untreue, seines Undankes noch gedenken? Du nun bist nur ein Mensch und Ungläubiger. Der aber, den ich bekenne, zu dem ich wiederkehre und um dessen Ruhm und Ehre ich sterbe, ist der ewige Allerbarmer."

Zernichtet stand auf diese Rede der Fürst der Sarazenen. Unter dem Volke ging aber ein Gemurmel, theils des Mitleides, theils des Abscheues.

Da winkte der Fürst zum Tode — und ritt mit gefurchter Stirne des Unmuths vom Platze.

Theodor kniete in heiliger Fassung und Andacht. Seinem christlich muthigen Beispiele folgten die Andern. Und traurig dämmerte der erste Purpurstrahl

der aufsteigenden Sonne in das Märtyrerblut der Christenkrieger von Amoria.

Siebenter März.

Thomas von Aquin,

der heilige Kirchenlehrer.

Zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts stand unter der Erziehung und väterlichen Leitung der frommen Mönche vom Berge Cassino ein fünfjähriges Knäblein, das durch die Unschuld seiner Sitten, durch die Heiterkeit seines Angesichts und durch seine Sanftmuth allgemeines Aufsehen erregte.

Es war ein junger Graf von Aquin, Thomas mit Namen. Landulf, Graf von Aquin und Herr von Loretto und Bebastro, der seinen Adel zurückführte bis auf ein altes lombardisches Fürstenhaus, und mit den Königen von Sicilien, Aragonien und Frankreich, so wie mit mehreren andern angesehenen Fürstenstämmen Europa's verwandt war — war sein Vater. Zur Mutter hatte er Theodora, die Tochter des Grafen von Theato.

Der hoffnungsvolle Knabe Thomas verweilte unter den Geistlichen von Cassino fünf Jahre, während welcher Zeit er durch seine Frömmigkeit und Liebe zur Ordnung und Einsamkeit in die Vorhallen der geistlichen Bildung eingetreten war. Da gaben seine Erzieher dem gräflichen Vater selbst den Rath und sprachen: „Sendet euren lieben hoffnungsvollen Sohn an die hohe Schule nach Neapel, damit dortselbst die wissenschaftliche Bildung an ihm fortgesetzt werde.“

Als die Mutter diesen Rath vernahm, ward sie sehr betrübt, und dachte mit neuer Angst an den nahen Abschied von ihrem Sohne. Und sie suchte diesen Plan

zu vereiteln, und sprach zu ihrem Gatten: „Laß meinen lieben Thomas im elterlichen Hause erziehen."

Aber der Graf erwiederte: „Der Sohn wird in den Reihen vaterländischer Jünglinge in der Schule in Neapel, wo wechselseitiger Wetteifer die Gemüther und Geister spornt, viel mehr gewinnen, als in der Einsamkeit des väterlichen Hauses."

„Bedenke aber doch, lieber Mann," entgegnete weinend die Gräfin, „welchen gräulichen Gefahren die Unschuld des lieben Jungen in der weiten Welt ausgesetzt ist!"

„Gottes Arm wird ihn schützen," sprach der Graf, „und sein guter Engel ihn begleiten. — Ich merke wohl," setzte er lächelnd hinzu, „daß dir allzu bangt auf den Abschied von dem lieben Sohne. So will ich, um dein Herz nicht allzu schnell zu verwunden, dir und ihm gestatten, daß er sich noch eine Zeitlang bei dir auf dem Schlosse Loretto aufhalte."

Während dieser kurzen Zeit hing die Mutter mit unbeschreiblicher Zärtlichkeit an ihrem Sohne. Sie machte ihn aufmerksam auf die Gefahren, in die er nun hineinginge, und stellte ihm vor, daß er in der Einsamkeit des Gebetes und des Studiums am sichersten diesen Ungeheuern entgehen könne. Sie führte ihn in die ehrwürdige Kirchenhalle zu Loretto; sie deutete auf das Bild der göttlichen Jungfrau mit dem himmlischen Kinde; sie forderte ihn auf, so an der Mutter Herz zu ruhen in Freude und Leiden, in Angst und Schmerz, in Versuchung und Noth; so der Mutter Wort zu ehren, wie der göttliche Himmelsknabe. Und dabei ermahnte sie ihn, der Armen und Nothleidenden nie zu vergessen. —

Der gefühlvolle Knabe, mit den tausend Rosenknospen stiller Tugenden im Herzen, versprach der Mutter auf's innigste die Erfüllung jeder Ermahnung. Und da die Zeit des Abschiedes da war, versiegelte er dies Versprechen mit heißen Thränen. Vater und Mutter segneten ihn, und unter den mannigfaltigsten

Glückwünschen und Gebeten der Armen aus der ganzen Gegend, denen er in der Stille Gutes gethan — bestieg er das Maulthier, das ihn gegen Neapel tragen sollte. —

Als er daselbst angekommen, fühlte er alsbald die Wahrheit der mütterlichen Worte. Er sah die Jünglinge der Hochschule ohne Sorg' und Scheu hineinjagen in die gefahrvollen Belustigungen der Welt, hörte den Spott über Religion, und sah von Seele zu Seele das Gift der Wollust schleichen. Aber er dachte inmitten dieser Gefahren der zärtlichen Ermahnungen seiner Mutter, und in den Stunden, da er frei vom Studium, ging er den andächtigen Gang in die Kathedrale il Domo, und warf sich am Fuße des Kreuzes nieder, an dem der Heiland für ihn und alle Menschen gestorben.

Und während vom heiligen Chore aus dem Munde der geistlichen Väter das Lob Gottes ertönte, flehte sein Mund mit der Sprache des Herzens:

„O du, der mitten unter Babels Heiden
Den jungen Daniel dir zugezählt,
Der du aus Ninive's verbot'nen Freuden
Zur Himmelstreu' Tobias auserwählt —
Verlasse, bis des Lebens Odem bricht,
Verlasse mich — den armen Thomas nicht!"

Da erhob er sich, gestärkt durch frommes Gebet, und ging hin, durch stille verborgene Werke des Mitleids und der Barmherzigkeit seinem Gebete und unschuldsvollen Wandel die Krone aufzusetzen. — Und siehe, die hilfreiche Hand des Herrn ruhte über ihm. Denn er blieb, wie er von Hause gekommen war, mitten in den Gefahren, schuldlos und rein — ein Musterbild für studirende Jünglinge jener Zeit. —

So hatte er bereits sieben Jahre in Neapel zugebracht, während welcher Zeit er unter Peter Martin, dem berühmten Lehrer der Redekunst, und unter Peter von Hibernien, dem Magister der Philosophie, sich ausgezeichnete Kenntnisse errungen.

Da geschah es, daß er eines Tages, als er eben ausging, in der Einsamkeit eines nahen Olivenhaines stillbetrachtend zu lustwandeln, einem Jünger begegnete von Sankt Dominic. Gleichgeschaffene stille Seelen finden sich in kurzer Zeit zusammen. Und so kamen sie mit einander in heiliges Gespräch. Darüber ward's dem jungen Thomas so unendlich wohl und es ging in seinem Gemüthe eine unnennbare Sehnsucht auf, in den Orden einzutreten, worinnen der fromme Mann war, mit dem er so eben gesprochen. „In der Zelle von Sankt Dominic," dachte er voll süßer Hoffnung, „mag sich Beides harmonisch einen — stille, seelenvolle Einsamkeit und kraftvolle Verkündigung des Wortes Gottes. In der Zelle ein — wahrer Mönch; und über der heiligen Rednerbühne ein — wahrer Prediger des Evangeliums!"

Und er trat als ein siebzehnjähriger Jüngling in den Orden von St. Dominic. —

Zu Hause aber harrten die gräflichen Eltern in freudiger Hoffnung seiner Wiederkehr. Und die liebende Mutter hielt den wohlgerathenen Sohn im Geiste schon mit unaussprechlicher Wonne an ihrem Herzen, und dachte sich ihres Thomas Zukunft im rosenfarbenen Glücke eines freundlichen Haushaltes, im schönen Besitze einer frommen zärtlichen Gattin und lieblicher Kinder. —

Da kam auf einmal die Nachricht auf das Schloß: „Der junge hoffnungsvolle Graf von Aquin trägt den Mönchskittel von St. Dominic."

Wie zernichtet stand die Gräfin. Unmuthig zürnte der Graf im Zimmer auf und nieder. Die ganze Familie war gegen den Entschluß des jungen Grafen. „Nein, das darf nicht geschehen!" rief endlich die Mutter im größten Schmerze, und traf sogleich Anstalt zur Reise nach Neapel.

Thomas betete in seiner Zelle, als der Obere des Klosters zu ihm trat und ihm eröffnete, er wisse aus einem Schreiben, daß seine Mutter nahe, ihn aus dem Orden heimzuholen. Der junge Mönch erblaßte und

bat: „O enthebt mich der schweren Kämpfe, die mir nun bevorstehen, damit ich eher durch Gebet alles prüfe und — das Gute behalte.“ — Da sandte ihn der Obere alsobald nach Rom in das Kloster von Sankt Sabina. —

Aber auch hier ward sein Aufenthalt entdeckt, und er mußte wieder fliehen. Er hatte den Entschluß gefaßt, in Frankreich sich Ruhe zu verschaffen, bis er Eins mit Gott, mit sich und seinen Eltern. Und er eilte, nach Paris zu kommen. —

Zwischen Sienna und dem See von Bolsena liegt ein kleines Städtchen, mit Namen Acqua-Pendente. Hier vorüber mußte der gräfliche Mönch. Die goldene Abendsonne spiegelte sich in dem See und an den Pomeranzengesträuchen längs der Hügel, als Thomas des Weges kam. Er saß ruhig über seinem treuen Maulthiere und las den Psalter.

Da auf einmal fühlte er sich gefaßt von starken Händen. Und wie er aufsah, erkannte er vor sich seine beiden Brüder Landulph und Raynald, die im Gebüsche auf ihn gelauert. „Du wirst mit uns zurückkehren,“ sprachen sie mit fester Stimme, „und die Trauer der Mutter und der ganzen Familie dadurch verscheuchen, daß du deine Mönchskutte auswechselst gegen gräfliches Gewand!“ —

Thomas redete kein einziges Wort dawider, und folgte willig seinen Brüdern.

Auf dem Familienschlosse Rona-Ficca harrte indessen die Mutter unter dem beständigen Wechsel von Angst, Sorge, Trauer, Hoffnung und Freude. Sie sah aus dem Fenster ihres Arbeitszimmers, und da sie schon in weiter Entfernung ihre Söhne gewahrte, eilte sie aus dem Schlosse, den langersehnten Thomas am Fuße des Hügels zu begrüßen.

Und als er in ihren Armen lag, redete sie zu ihm unter Thränen: „Ach, mein Sohn, mein Sohn, warum hast du mir dieß gethan?“ — Thomas erwiederte mit der Stimme der Gewissensruhe: „Liebe Mutter, als

ich von dir vor sieben Jahren schied — hast du mich nicht ermahnt, in der Einsamkeit des Gebetes und des Studiums mein Heil zu suchen? Und siehe, ich habe treulich befolgt, zu was du mich angehalten. Ich bin in einen Stand getreten, in dem ich deinen mütterlichen Lehren am eifrigsten nachkommen konnte. Und glaube mir, theure Mutter, es ist der Ruf in die Zelle von Gott an mich ergangen. So werde ich auch demselben folgen, was es mich immer kosten möge."

Solche unerschütterliche Standhaftigkeit im jugendlichen Sohnesherzen hatte die Mutter nicht erwartet. Die schönen Hoffnungen, die sie auf ihren Thomas gesetzt, standen neuerdings gescheitert vor dem Auge ihrer Seele. Und ein gewaltiger Unwille faßte jetzt die Kraft ihres Gemüthes, und waffnete sich mit derben Ausdrücken gegen ihren Sohn. „So werd' ich dich," sprach sie mit krampfhafter Stimme, „verschließen lassen in den tiefsten Keller dieses Schlosses, bis du deine schwärmerischen Gedanken von der Mönchskutte hinwegleiten magst auf ein gräfliches Kleid."

Aber der bescheidene Sohn erwiederte auf jede Rede: „Gott hat gerufen — ich folge seiner Stimme." — Nun drangen seine Brüder und Schwestern mit Bitten in ihn, der Mutter nachzugeben. Allein es war umsonst. Und ehe die Brüder an ihm was vermochten, mußten sie fort nach Toskana, wo die Armee des Kaisers Friedrich II. stand, in der sie dienten. — Thomas aber ward unter den bittersten Vorwürfen der Mutter eingekerkert, und so strenge gehalten, daß nur seine Schwestern ihn besuchen durften.

Allein, wo die Gnade des Himmels will, was schadet da die Gewalt der Erde? — Die beiden Schwestern des Gefangenen wurden in kurzer Zeit durch die lieblichen Reden, so er mit ihnen über die Verachtung des Irdischen und die Liebe zur Tugend führte, also hingerissen, daß sie, eins mit ihm und seiner Gesinnung, im dunkeln Kerker mit ihm beteten und unter dem Vorsatze treuer Nachahmung voll schwesterlicher Hin-

neigung in den Spiegel seiner Tugend schauten. Dadurch ward dem edlen Gefangenen der Aufenthalt an dem traurigen Orte um vieles milder. Denn die Schwestern brachten ihm Bücher, so ihm die Väter aus dem Kloster St. Dominic zugeschickt hatten. —

Aber nun sollte der schwerste Kampf für Thomas erst beginnen. Seine beiden Brüder kehrten aus dem Heere des Kaisers zurück — und da sie den Gefangenen noch in der Mönchskutte, die Mutter aber von Kummer verzehrt und in Trauerkleidern sahen — ergrimmten sie im abscheulichsten Zorne, rissen dem stilldulbenden Bruder unter Schimpf und Schande das Ordenskleid vom Leibe und warfen ihn in das tiefste Gewölbe des Schloßthurmes. Aber Thomas erwiederte in frommer Ergebung: „Gott hat gerufen — ich folge seiner Stimme!" — Und er behielt fest und offen den Sinn für die Zelle. —

Da stampften die Brüder vor Wuth die Erde und sprachen hohnlachend zu einander: „So wollen wir das Aeußerste thun! Dieß wird des Halsstarrigen Herz durchwühlen!" Und sie nahmen eine freche Buhlerin und schlossen sie zu Thomas in den Kerker. Der reine Jüngling ging ihr beim Eintritte entgegen und fragte sie freundlich: „Was willst du hier? Willst du mit mir beten? So kniee hin am Fuße des Kreuzes und thue dieß! Wo nicht, so laß die Geberden deiner Verführung ruhen — hier sind sie vergebens. Eile von hier! Gott ist mein Beistand und meine Gnade!"

Und da das böse Weib dennoch sich erfrechte, im Tone der Buhlerin sich zu nahen — faßte der Jüngling einen glühenden Brand aus dem Kamine, und jagte mit dieser Waffe die Verführerin durch die Thüre. Dann warf er sich nieder vor dem Bilde des Gekreuzigten, und dankte unter häufigen Thränen für den errungenen Sieg. —

Als die Mutter von dieser Schandthat seiner Brüder hörte, ging es ihr doch zu Herzen, und sie befahl, daß man ihn von der Stunde an menschlicher behandle.

Darüber verging noch ein volles Jahr. Jetzt mußte sie einsehen, daß der Wille des Sohnes fest und unerschütterlich. Und sie gab den Bitten ihrer Töchter nach, welche darauf drangen, Thomas müsse der Wuth seiner Brüder entnommen und dem Kloster zurückgegeben werden.

Es war eine sternhelle Mitternacht, da einige Väter vom Kloster zu St. Dominic am Fuße des Thurmes von Rona-Ficca standen, und ihre Blicke nach dem geöffneten Fenster hefteten. Da auf einmal ließen sich oben zwei weibliche Gestalten sehen — und allmählig bewegte sich an einem Seile ein Korb abwärts bis zu den Mönchen. Die Schwestern hatten Thomas heimlich befreit, und unter ihrem letzten Abschiedsflüstern eilte der Jüngling in der Mitte der Ordensbrüder nach dem Kloster.

Ob auch der Schmerz der Mutter noch andauerte, und der Zorn der Brüder diese That mißbilligte — Thomas war nun in kurzer Zeit ein Ordensmann im Gelübde, und tröstete seine Mutter mit den Worten: „Der Herr hat mich gerufen — ich bin seiner Stimme nachgegangen."

Um diese Zeit reiste Johann Teuton, der General vom Orden St. Dominic, nach Paris — und Thomas mußte ihn begleiten. Von hier aber ward er nach Cöln gesandt, wo Albert, der Große, Vorlesungen gab im Worte Gottes.

Thomas ging in die geweihte Halle, diesen Meister wohl zu hören. Er saß da in größter Aufmerksamkeit. Aber seine Demuth gebot ihm so strenges Stillschweigen, daß er sich benahm, wie einer, der nichts verstände. Da sahen seine Mitschüler voll Verachtung und Hohn auf ihn, und nannten ihn laut und öffentlich den stummen Ochsen aus Sicilien.

Allein, da ereignete es sich eines Tages, als ihn der Lehrer über die dunkelsten Gegenstände zur Rede stellte, daß er mit ausgezeichneter Klarheit und Beurtheilungskraft das Dunkel lichtete, worüber mit einem

Male gewaltiges Staunen durch die Reihen der Zöglinge sich verbreitete. Und der Lehrer selbst war von Freude und Verwunderung also ergriffen, daß er laut bekannte: „Wir nennen Thomas den stummen Ochsen, allein seine Gelehrsamkeit wird einstens brüllen, daß man ihn auf der ganzen Erde hören wird!"

Solch großes Lob gehörte wohl mit Recht dem Schüler. Aber der Bescheidene benahm sich, als wenn er es nicht verdiene. In der Größe Gottes sah er nur seine eigene Nichtigkeit. — Und er pflegte gar oft zu sagen: „Bin ich etwa reich an Wissenschaft, so holt' ich mir diesen Reichthum mehr zu den Füßen des Gekreuzigten, als aus den Büchern."

Thomas war nun in's zwanzigste Lebensjahr getreten; da ging er mit dem großen Albert nach Paris, und zeichnete sich in kurzer Zeit durch hohe Gelehrsamkeit also aus, daß er mit diesem drei Jahre später zum Lehrer in Cöln ernannt wurde. Im Jahre 1252 aber ward er abermals nach Paris geschickt, damit er Vorlesungen über das Wort Gottes halte. Sein hoher Ruf war ihm vorausgegangen. Und selbst König Ludwig von Frankreich sprach von ihm nur mit Ehrfurcht und Hochachtung. Ja, er wollte ihn zu hohen kirchlichen Würden erheben. Aber er schlug sie alle voll Demuth aus, indem er sprach: „Ich habe Verlangen getragen nach dem Kleide eines schlichten Ordensmannes! Das trag' ich mit süßer Freude bis in mein Grab!" —

Von Paris hinweg erhielt der große Lehrer Thomas einen hohen Ruf nach Rom. Er war jetzt in einem Alter von fünfunddreißig Jahren. Und hier verband er sein Lehramt mit dem schönen Amte eines Predigers. Zu Rom, Viterbo, Oviedo, Fonde und Perosa, zu Bologna und Neapel drang sein kräftig Wort in die Herzen unzähliger Christenschaaren. Ja, es gelang ihm sogar, durch seine überzeugende Rede zwei gelehrte Rabbinen zu Christen zu bilden. Unterdem beschäftigte er sich auch mit der Verfassung ausgezeichneter Schrif-

ten göttlichen Inhaltes, die sich bis auf unsere Zeiten als ein großer Schatz erhalten haben. —

Zwei Jahre noch hatte der edle Mann in seinem Lehramte verweilt, da sehnte er sich zurück in die tiefste Einsamkeit seiner Zelle, und ging nach Bologna, wo ein Kloster stand von St. Dominic.

Aber auch hier war es ihm zu laut, und er begab sich in die Zelle nach Neapel, die er ehedem bewohnt. Da lag er in glühender Andacht vor dem gekreuzigten Christus. Der Gedanke an die Ewigkeit hatte seine ganze Seele durchdrungen. Und der unaussprechliche Dank seines Herzens für die Gnade der Erlösung und die Sehnsucht nach Vereinigung mit seinem Heilande strömte solche Entzückung durch sein ganzes Wesen, daß er zu des Erlösers Bild empor zu schweben schien. Da mit einem Male war es, als tönte aus den Lippen des Gekreuzigten: „Du hast gut von mir geschrieben, Thomas! Welche Belohnung begehrst du?“ — Und der Andachtsvolle stammelte voll Innigkeit: „Keine andere, als dich, o Herr!“

Von diesem Augenblicke an wollte er nicht mehr aus seiner Zurückgezogenheit heraustreten, sondern allein dem Gebete leben, und sich vorbereiten auf den Eintritt in die Ewigkeit. Denn er ahnte das Ende seines Lebens. — Aber er ward zum Kirchenrath nach Lyon berufen. —

Gehorsam bis zum Ende folgte er dem Rufe, und trat, wiewohl schon kränkelnd, die beschwerliche Reise an. Allein das Fieber nahm mit jeder Stunde zu — er wurde schwächer. Da hielt er vor der Abtei Fossa Nuova, die im Bisthume von Terracina lag, und bat die Väter um eine Zelle. Und da sie ihn, trauernd ob seiner Blässe, eilig in's Kloster brachten, freute er sich, wie ein müder Pilger, der nun bald das Ziel erreicht, und sprach lächelnd die Worte des königlichen Psalmensängers: „Hier ist für allzeit der Ort meiner Ruhe!“

Ein Monat voller Schmerzen ging vorüber. Die Stunde der Scheidung nahte. Da verlangte er sehn-

süchtig das Abendmahl, die Wegstärkung müder Erdenpilger. Und da der Abt des Klosters nahte — mit ihm die Väter und Brüder alle — sprach der sterbende Thomas das wahrhaft evangelische Bekenntniß: „Ich glaube fest, daß du, mein Jesus, als wahrer Gott und wahrer Mensch, in diesem hochheiligen Sakramente zugegen bist! Ich bete dich an, o mein Gott und Erlöser! Ich empfange dich!"

Nun war er ruhig. Die Heiterkeit des innern Friedens ging durch seine Seele und über sein Angesicht. Nur die einzigen Worte konnte man vernehmen: „Bald, bald wird der Gott alles Trostes seine Erbarmnisse vollenden und alle meine Wünsche erfüllen. Bald werde ich in ihm gesättigt werden, und aus dem Strome seiner Wonne trinken. Er wird mich in der Fülle seines Hauses berauschen, und das wahre Licht, das die Quelle des Lebens ist, in seiner Wesenheit mich schauen lassen."

Und nachdem er zum dritten Male diese Sehnsuchtsworte ausgesprochen — ging ein himmlisch Säuseln durch seine Zelle. Es war wie überirdisch Lispeln von Fittigen eines guten Engels. Und seine Seele drang durch die Mitternacht vom siebenten März des Jahres 1274 hinauf zum Throne der Allmacht und Erbarmung.

Der Abt aber und die Väter von Fossa Nuova standen weinend um den Verblichenen, und sangen des andern Tages zur Vesperzeit an seinem Grabe:

„Wer so, wie der, der innen ruht,
Am Kreuze fleht in Herzensgluth,
Und alles Forschen, alles Wissen,
Demüthig legt zu Jesu Füssen —
Der sucht und findet auch im Tod'
Sein ewig Heil, und seinen — Gott!"

Und so oft die Ordensmänner am Grabe standen, weinten sie, und beteten zu Jesu um ein solch glücklich Ende.

Achter März.

Apollonius,

der heilige Märtyrer mit seinen Gefährten.

Unter der Regierung des Kaisers Maximian — ungefähr im Jahre 310 — wälzte sich die fürchterlichste Verfolgung gegen die Gläubigen durch das ganze morgenländische Reich. Denn dieser grausame Tyrann hatte seinen Statthaltern befohlen: „Schickt nur Henker durch das Land, und laßt sie spähen! Und wo immer sie einen Christen finden, den mögen sie ergreifen und vor euch führen, damit ihr ihn hinschlachtet ohne weiteres Verhör. Denn diese Trotzigen verdienen einen dreifachen Tod, schon ob dem kurzen Bekenntniß, mit dem sie keck und kühn vor ihren Richtern zum Glauben an den Nazarener schwören!"

So war der Befehl des Kaisers. Und die Statthalter, meistens kriechende Schmeichler, suchten durch den Vollzug der grausamsten Qualen, mit denen sie die Bekenner des Herrn peinigten, ihrem tyrannischen Fürsten sich wohlgefällig zu machen.

Der Unmenschlichste aber aus Allen war Arianus, der Richter von Antinoe in Aegypten. —

Er saß eines Morgens unter dem Fenstergewölbe seines Richtsaales, und harrte blutdürstig der Schergen, die er vor drei Tagen ausgesandt, nach einem christlichen Einsiedler zu spähen, der bisher ohne Furcht und Scheu das Evangelium durch die Straßen von Antinoe verkündet. Der Tyrann lachte mörderisch in seinen Bart, indem er für sich brummte: „Drei der Christenhäupter in dieser Stadt, Asclas, Timotheus und Paphnutius, sind unter dem Beile meiner Henker schon gefallen! So mag ich wohl auch mit diesem alten Einsiedler fertig werden, der mein Volke verleitet, den Gott der Christen anzubeten. Und müssen noch Hunderte fallen — der Glaube an den Nazarener

muß aus Aegypten weichen, und sei es auch für keinen größern Lohn, als für ein gütig Lächeln vom Angesichte des Kaisers.“ —

Wie er so brummte, ward er auf einmal unterbrochen durch gewaltigen Lärm von der Straße herauf. Und ein Diener trat eilig ein mit der frohen Botschaft: „Sie bringen den Einsiedler Apollonius!“

Bald öffnete sich die Doppelpforte des Saales. Eine unzählige Menschenmenge wogte voran. Rechts und links stellte sich das Volk. Jetzt ging's auseinander. Die Lanzen der Leibwache machten Platz. Es erschien Philemon, ein berühmter Flötenspieler. Er war gedungen zum Spott des christlichen Einsiedlers. Die Töne seiner Flöte begleitete er abwechselnd mit wilden Liedern — und nannte den Glauben an Christus eine Gaukelei. Und wie Apollonius in Fesseln vor dem Richterstuhle stand, schrie er ihm in's Ohr, daß die ganze Menge in heidnisches Gelächter ausbrach:

„Wer mag dich aus diesen schweren Ketten,
Du christlicher Schwärmer, nun erretten —
Da hilft kein Kreuz, und hilft kein Gott —
Der Richter rettet aus dieser Noth!
Es lebe der Kaiser Maximian!
Es sterbe ein jeder Christenmann!“ —

Und ein abscheuliches Geschrei, wie das der Kraniche, am letzten Herbsttage, eingemischt in das Heulen reißender Wölfe, wälzte sich durch den Saal. Aber der ehrwürdige Greis wandte sich mit lächelnder Bruderliebe zum Flötenspieler, und erwiederte gegen die Unbild: „Gott wolle sich deiner erbarmen, mein Sohn, und dir alle diese Reden nicht zur Schuld rechnen!“ — Und darauf ertheilte er ihm seinen Christensegen.

Doch siehe — was war nun auf einmal mit Philemon vorgegangen? er ward blaß, wie eine Leiche; dann glühte er wieder, wie von heiliger Scham. Und ohne weiter zu singen, ohne seine Flöte zu rühren, zog er sich zurück, und verlor sich im Gedränge des versammelten Volkes. —

Nun ward Apollonius gerichtet. Er sollte dem Glauben an Christus entsagen, dafür werde ihn der Kaiser zu Ruhm und Ehre erheben. Allein Apollonius wollte keine irdische Ehre durch Verläugnung seines Heilandes. „Ich bin ein Christ, und bleibe es mit des Herrn Gnade!“ war seine kurze Rede.

Da erhob sich mit Ungestüm der Zorn des Richters. „So schleppt ihn hinaus vor die Stadt,“ schrie er seinen Schergen zu, „und bindet den Trotzigen auf einen brennenden Scheiterhaufen!“

Nun brach auf's Neue der wilde Lärm des Volkes los. Und hundert Stimmen schrieen: „Wo bleibt Philemon, daß er dem Alten auf dem traurigen Wege ein lustig Liedlein singe?“

Da trat Philemon aus der Schaar. Sein Antlitz strahlte von heldenmüthiger Christenkraft. Und er sang mit verklärter Stimme:

Der Gott der Christen ist der wahre Gott —
Er ist der Einzige! Er ist der Große!
Das Jesuskindlein in Mariä Schooße
Ist unser Retter aus der Hölle Noth! —
Triumph! Triumph! O glaubt, und betet an
Und lobt den Herrn, der so an uns gethan!“

„Was ist das?“ schrie das Volk, und starrte auf den Sänger. Aber Philemon trat in wunderbarer Ruhe vor den Richterstuhl, und bekannte mit lauter Stimme: „Die Sanftmuth dieses Christengreises drang mir in das Mark der Seele. Der Gott, dacht' ich mir, der im herbsten Leiden solchen Heldenmuth bescheert — der ist der Wahre und Anbetungswürdige. Und siehe, der Segen des Einsiedlers zitterte mir so wohlthuend durch's Herz, wie Christenweihe. Ja, ich ruf' es laut, so höret mich: Philemon, der Flötenspieler und Christenspötter — ist ein Christ — ein Christ durch Himmelsgnade!“

Wie der Richter und das Volk dieß hörten — war große Stille im ganzen Saale. Die plötzliche Ueberraschung lähmte die Zungen Aller. — Endlich ver-

suchte der Richter, durch die Ueberredungsgabe des Spottes den Neubekehrten wieder an sich zu bringen. Allein, was er that — es war umsonst. Da befahl sein grimmiger Blick den Schergen: „Thut ein Gleiches mit ihm, wie mit Apollonius!"

Philemon ward gefesselt, und neben den Greisen gestellt, der ihn lächelnd grüßte, mit dem Christengruß, und ihn ermunterte zur Standhaftigkeit.

Nun bewegte sich der Zug aus dem Saale. Im Vorhofe bestieg der Richter sein wiehernd Roß, und tobte voran. Lärmendes Volk lief durcheinander — dem Scheiterhaufen zu. —

Schon brannte lichterloh der Holzstoß. Er war angezündet worden, die Bekenner zur Furcht zu reizen. Aber sie standen ohne Scheu, und lächelten der leckenden Flamme entgegen.

Nun winkte der erboste Richter. Und im Augenblicke lagen die gebundenen Christen über der Gluth des Scheiterhaufens. Da erhob sich der Einsiedler mit der letzten Kraft, faltete die Hände hinauf zum klaren Himmel, und rief voll Vertrauen dieß Gebet: „O Herr, übergib nicht den Thieren die Seelen, die deinen Namen bekennen; sondern offenbare deine Gewalt!" —

Und — so erzählt die heilige Sage — im Augenblicke des Gebetes sammelte sich am Firmamente gerade über dem Scheiterhaufen eine große schwarze Wolke, und entschüttete einen gewaltigen Strom, daß durch den Regen das Feuer starb bis zum letzten Funken. Die beiden Männer aber stiegen unverletzt vom Holzstoße herab — und lobten Gott auf's Neue.

Der Richter erschrack und zitterte — mit ihm eine große Anzahl aus dem Volke. Es ging durch seine Seele ein schneller Kampf — der Glaube siegte durch die Gnade. Und er rief mit lauter Stimme: „Der Gott der Christen ist groß, ist der einzige Gott!" — Und alle Jene aus dem Volke, die mit ihm diese Kraft des Glaubens in sich empfunden, wiederholten und riefen: „Der Gott der Christen ist groß, ist der einzige Gott!" —

Dieß wunderbare Ereigniß verursachte nicht wenig Aufsehen durch ganz Aegyptenland. Und es drang die Kunde von der Bekehrung des grausamen Richters und vieler Hunderten bis zu den Ohren des Statthalters von Aegypten. Der befahl: „Man bringe die Christen allsammt gefesselt nach Alexandrien.“ —

Apollonius, Philemon und der Richter mit vielen Anderen wurden abgeführt. Sie beteten unter Weges Psalmen und Christenlieder. Und Philemon wiederholte gar oft mit seiner wunderlieblichen Stimme:

„Der Gott der Christen ist der wahre Gott —
Er ist der Einzige! Er ist der Große!
Das Jesuskindlein in Mariä Schooße
Ist unser Retter aus der Hölle Noth! —
Triumph! Triumph! O glaubt und betet an,
Und lobt den Herrn, der so an uns gethan!“

Diese Gebete und Gesänge hörten ihre Wächter, die sie auf dem Wege begleiten mußten. Und sie wurden davon gerührt, und sprachen unter einander: „Was mag es wohl sein, das die gefangenen Christen so fröhlich macht, ob sie auch zum Tode gehen?“ — Dieß hörte Apollonius, und trat unter sie, und sprach: „Es ist der Glaube an Jesus Christus! — O meine Brüder, laßt euch rathen, diesen Glauben in eure Herzen aufzunehmen! Ihr empfanget keinen geringern Lohn, als euren Herrn und Heiland selbst!“ —

Nun fing er an, sie zu belehren und zu stärken. Und siehe, am Ziele der Reise waren die Wächter zu Christenhelden umgestaltet. —

Sie standen nun insgesammt vor dem Richterstuhle des Statthalters von Alexandrien. Da kam die Frage an sie: „Wo sind die Wächter?“ Und die Antwort war: „Sie stehen hier!“ — Wieder fragte man: „Wo sind die Christen?“ — Und sie lächelten: „Sie stehen hier!“

Der Statthalter entsetzte sich, da er dieß neue Ereigniß hörte. Er suchte zu überreden, er warnte, er drohte, er ließ sie mit Ruthen peitschen. Allein er

hatte von all dem keinen andern Erfolg, als die Antwort: „Wir sind Alle — Christen!“

Da sprach er das Urtheil: „Tod im Meere!“ — Und die Gefangenen wurden im Augenblicke hinausgeschleppt an's Ufer. Kein Lüftchen wehte. Erwartungsvoll lag die unübersehbare Spiegelfläche da. Die Christen blickten muthig in die dunkle Wellentiefe. Ihr still Gebet war: „Herr, du rufest — wir kommen!“

Und alsobald hatte sie das Meer umarmt. Das Volk, das dem Mordspiele zugesehen — bückte sich hinunter: „Wie? Hebt sich nicht ein Leib noch einmal aus der Welle? Ja, ja — es ist Apollonius! — Horcht! horcht! Und seine Stimme — was ruft sie aus? „Der Gott der Christen ist groß! ist der einzige Gott!“

So wimmelte das Volk durch einander und Viele, die als Heiden gekommen waren, kehrten heim — als Christen.

Neunter März.

Franziska,

die heilige Wittwe.

Ein freundlicher Abend stieg hernieder aus den leichtschwebenden Purpurwolken des westlichen Himmels, und umarmte gar holdselig und brüderlich die duftenden Umgebungen von Rom, der berühmten italienischen Hauptstadt. Die scheidende Frühlingssonne sandte ihre letzten Strahlen mit magischer Kraft an die glänzende Dachung der hohen Paläste, und küßte mit dem Lächeln des Wiedersehens die Kuppeln der hohen Klöster und Kirchen. —

Da gingen einige edle Matronen aus den Thoren der Stadt, um unter freundschaftlichen Gesprächen im kühlen Schatten der Olivenalleen längs der romantischen Gärten zu lustwandeln. —

Sie waren unbemerkt in eine einsame Gegend gekommen — und standen still, das Einladende der Landschaft zu bewundern. Hier erhob sich ein gewaltiges Felsenstück, welches über seinem Kulm ein prunkloses Häuschen trug, das ein Freund der Natur wohl nur der herrlichen Aussicht wegen auf die felsige Höhe gestellt. Dort sprudelte zwischen niederem Gestein das Silber einer ewigen Quelle, von wo aus es sich weiter bewegte in die Tiefe des Thales, und links und rechts am Ufer, ehe es vorüber rollte, die Blümlein küßte. Am Fuße des Felsens war eine dunkle Höhle zu schauen; zwei gothisch gewölbte Fenster, in den Stein gehauen, ließen das Tageslicht in die schaurige Tiefe. In dem Augenblicke, da der letzte Strahl der Sonne von der Erde schied — beleuchtete er noch einmal, wie mit längstgewohnter Unbefangenheit, den dunkeln Raum — und enthüllte den staunenden Matronen die lebende Gestalt einer Frau, die in heiliger Andacht und ohne den Leib im Geringsten zu bewegen, vor einem Crucifixbilde kniete. —

„Wie?" flüsterte Eine der Freundinnen: „Täusch' ich mich? Oder hab' ich recht gesehen? Ja! Wahrhaftig! Es ist so! Diese Betende — sie ist —"

In dem Augenblicke flossen die frömmsten Töne einer Mandoline zu den Ohren der stillen Horcherinnen, und aus der Höhle empor an den reinen Himmel schwang sich ein heiliges Christenlied, das also endete:

„Ich flehe nur um diese Gabe,
Mein Heiland, daß ich Dich stets habe!
Mit Dir in Freude und in Leid —
So bin ich reich in Ewigkeit!" —

Nun wie das Lied zu Ende, winkte die Eine der Frauen den Andern, und indem sie fortgingen, offenbarte sie den Neugierigen: „Es ist die fromme Franziska Ponzani, die ihr also singen und beten hörtet. Die gute Frau hat mich schon oft bis zu Thränen gerührt — und ihr Tugendbeispiel ist recht in mein Herz gedrungen. — Wenn es euch gefällt, will ich euch

die Herkunft und das Leben dieser christlichen Matrone erzählen. Bis wir das nächste Stadtthor erreichen, mag ich zu Ende sein. Und ich bin im Voraus gewiß, daß ihr meine Erzählung nicht anhören werdet, ohne Rührung zu verspüren und den kräftigen Vorsatz der Nachahmung in euren Gemüthern festzusetzen."

Die Matronen freuten sich, einige fromme Züge aus dem Leben einer wahren Christin zu vernehmen. Und jene erzählte: „Franziska erblickte das Licht der Welt in unserer Heimathstadt. Schon aus ihrer Wiege leuchtete Hoffnung und Trost in die Zukunft der Tage ihrer Eltern. Als ein Mädchen von sechs Jahren verstand sie schon inniger zu beten, als mancher Greis, ob ihn auch tausend Gefahren und Irrsale seines Lebens zu den Füßen des Gekreuzigten hingeworfen. Und da sie das zwölfte Jahr erreicht, hatte sie unendliche Sehnsucht nach jungfräulicher Himmelsbildung in der Zelle." —

„Aber die göttliche Vorsicht, die Alles waltet, hatte es anders für sie beschlossen. — Paul Buxo, ihr Vater, und Jaquelina, geborne Rosendeschi, ihre Mutter — hatten sie schon von jeher zum ehelichen Stande bestimmt. Denn als die lieblichste Tochter aus vornehmer Familie sollte sie den schönsten und reichsten römischen Edelmann beglücken. So war es von den Eltern festgesetzt. Und siehe, die kindliche Tochter suchte eher ihr Heil im Gehorsame, als in der Neigung ihres Herzens. Ob auch nicht ohne thränenvollen Kampf, ging sie doch nach kurzer Zeit stillergeben an der Hand des jungen Lorenzo Ponzani zum Traualtare."

„Der Himmel hatte ihren kindlichen Gehorsam belohnt, indem er ihr einen braven Mann gegeben voll Rechtlichkeit und Gottesfurcht. Dieser gestattete ihr mit Freude, wie bisher in stiller Zurückgezogenheit zu leben, weltliche Gesellschaften, Schauspiele und Bälle zu meiden, dem Gebete und frommen Betrachtungen zu obliegen, das Wort des Herrn mit Inbrunst anzuhören, und in heiligen Uebungen der Enthaltsamkeit und Selbstverläugnung sich strenge zu halten."

So lebt Franziska bis auf diese Stunde. Dabei aber ist der eheliche Hausfriede, dieser liebliche Familienengel, nicht im Geringsten gestört. Angetrieben von inniger Liebe zu ihrem Gemahl, ist sie pünktlich genug, von ihrer Andacht hinzueilen, wo er ruft, oder die häuslichen Geschäfte winken. Als zärtliche Mutter ihrer Kinder ist sie die beständige liebvolle Wächterin der Unschuld, und fleht für sie nur immer um die Himmelsgnade: „Herr, laß meine Kinder hier auf Erden also leben, daß sie bei dir im Himmel einst Wohnung nehmen dürfen!" Wie eine liebende Schwester verfährt sie mit ihren Dienstmägden. Sie sucht durch Güte ein jedes Herz, worauf sie einwirken zu müssen glaubt, zum Wege des Heiles hinzuleiten. Dieß ist Franziska, meine lieben Freundinnen, Franziska, die fromme Beterin in der einsamen Höhle ihres Gartens."

Also hatte die Matrone erzählt. Alle, die dieß mitangehört, waren durch solch ein Tugendbeispiel bis zu Thränen gerührt. Die Erzählerin mußte ihnen versprechen, sie am andern Tage bei Franziska aufführen zu wollen, damit sie mit einer so edlen Seele näher bekannt würden, und von ihr immer mehr lernen könnten, Gott zu gefallen.

Nun standen sie am Thore, wo sie sich trennen sollten. Da trat ein armes altes Weib zu ihnen, und bat um eine Gabe. Sie wurde von den mitleidigen Frauen reichlich beschenkt. Die Alte erhob dankend ihre zitternden Hände zu einem himmlischen Bittgebet für die weichherzigen Gabenspenderinnen. „Heute," sagte sie unter Freudenthränen, „heute hat mir der liebe Gott recht gute Seelen zugeschickt. Ich hatte nur mehr ein einziges hartes Stücklein Brod — dieß wollt' ich langsam verkauen, und mich dann hungernd niederlegen, um vielleicht, ach, nicht mehr zu erwachen. Ich kniete nieder neben einer Felsenhöhle dort im Freien, langte mein hartes Brod hervor, um dem Herrn auch für dieses herzlich zu danken, und wollte es nun ver-

zehren, da ich es mit meinen Thränen zuerst weich gemacht. Aber in dem Augenblicke trat eine edle Frau aus der Höhle, und näherte sich mir. „Dieß euer Abendessen?“ fragte sie voll Freundlichkeit. Und da ich es traurig bejahte, jammerte sie sehr, nahm hastig das Stücklein aus meiner Hand, und gab mir dafür diesen Korb voll weißen Brodes. Ich wollte stammeln — danken — aber sie ließ mich nicht zu Wort kommen — sie eilte fort — und rief mir noch im Weggehen zu: „Wenn der Korb leer, so fragt nach dem Hause des Edelmannes Lorenzo Ponzani — dort soll er wieder gefüllt werden.“ — Und alsobald hatte das Maulbeergebüsch des Weges die fremde Wohlthäterin meinen Augen entrückt.“

So erzählte die Bettlerin. Die Frauen sahen sich an — alle trockneten Thränen von der Wange. Und Jede sagte noch einmal: „Es bleibt dabei! Wir müssen Franziska sehen und kennen lernen!“ —

So geschah es dann auch. Und die gleichgesinnten Herzen der braven römischen Frauen waren in kurzer Zeit so in einander übergegangen, daß nur Ein Wunsch und Streben in ihnen lebte — der Wunsch und das Streben nach christlicher Vollkommenheit. Da reifte in Franziska's Seele der schöne Plan, einen Verein zu bilden von frommen christlichen Edelfrauen, in dem diese, fern vom Gewühle der Erdenfreuden, der einsamen Freude stiller Zellen sich hingeben könnten. — „Hat mich auch,“ dachte sie in ergebenem Sinn, „die Fügung des Herrn in den häuslichen Kreis einer Familie eingesetzt — so mag doch ein süßer Trost für mich in dem Gedanken ruhen, daß in solchem Frauenstifte manches weibliche Herz aus der Schaar der adelichen Damen Friede findet, den es in der Welt umsonst gesucht. Und vielleicht wird dort einst, wenn mein Geist heimgegangen, meiner sterblichen Hülle ihr kühles Grab.“

Die fromme Matrone enthüllte diesen schönen Plan bald darauf ihren Freundinnen. Diese waren Eines

Sinnes mit ihr — und es war daran, daß ein Kloster für Frauen und Jungfrauen adelichen Geschlechtes gestiftet werden sollte. —

Aber die Verwirrung jener Zeit im öffentlichen Bürgerleben hatte mit einem Male diesen reifen Entschluß grausam zernichtet. In Franziska's Haus kehrte Leid und Drangsal ein. Ihr Gemahl ward tyrannisch gerissen aus ihren Armen — und aus der Stadt gejagt in schaurige Verbannung. Alle ihre Güter wurden geraubt und eingezogen. Ja, die zärtliche Mutter mußte es mit ansehen, daß ihr ältester Sohn als Geisel hinweggenommen wurde in fremdes Land, wo er im dunkeln Kerker schmachten mußte.

Wohl kamen ihre Freundinnen, sie in dieser Verlassenheit zu trösten — aber ach, sie hatten nur Thränen — keinen Trost. Da tröstete sich die christliche Heldin selbst mit Hiob's Worten: „Gott hat es gegeben — Gott hat es genommen! — Ich freue mich des Verlustes, weil es der Himmel so gewollt hat. Was mir auch der Herr zusenden mag — stets werd' ich seinen heiligen Willen loben und preisen!" —

Und siehe, der Gott der Erbarmung ließ ihr Vertrauen nicht zu Schanden werden. Er endete die schwere Prüfungszeit. Die öffentliche Verwirrung war entwickelt und gelöst — und Gemahl und Sohn kehrten zur Gattin und Mutter heim. Ja, auch die Besitzungen mußten im besten Zustande der Familie wieder zurückgegeben werden.

Nun kam es zur glücklichen Ausführung des ehedem gefaßten Planes. Lorenzo selbst — durch den frommen Wandel seiner Gemahlin tief innerlich gerührt — trug nach Kräften bei zur schönen Erbauung des Frauenklosters. Und da der Bau zu Ende — gingen insgesammt Franziska's Freundinnen in die Zellen mit der Regel von St. Benedikt. Beim Eintritte gaben sie der Vorsteherin das Gelübde der Opferung — und führten den Namen Oblaten — das ist — die Geopferten. —

Franziska aber lebte nun mit ihrem Gemahle noch ruhige und vergnügte Tage, bis das vierzigste Jahr ihrer Verehelichung herannahte. Da kam der Engel des Todes in freundlicher Gestalt — und führte Lorenzo's Seele in die himmlische Heimath hinüber. Franziska's Trauer glich dem sanften Grün der Hoffnung, auf dem der erquickende Thau des Himmels glänzte. Sie vergoß Thränen — aber meistens waren es Thränen der Sehnsucht, mit der sie in die Wohnungen des Friedens hinüberschaute.

Was wollte sie nun ohne ihren lieben Gemahl im Gewühle der Welt! Ihr Entschluß auf den Fall, daß der Herr den Gatten eher, als sie, von dannen rufe — war schon längst festgesetzt — sie wandelte verschleiert in das Kloster der Opferung. —

Wie freuten sich die Freundinnen bei der Ankunft der frommen Stifterin! —

Aber Franziska genoß nicht lange mehr die Einsamkeit der Zelle. Nach drei Jahren schon klopfte der Engel, der ihren Gatten geholt — an die Thüre ihrer Klosterkammer, und flüsterte mit lieblicher Stimme: „Komm' liebe Seele, komm'! Dein harret die Seligkeit zum Lohne.“

Franziska vernahm diese himmlische Stimme, und sagte ihren Freundinnen die nahe Scheidung von ihnen und ihrem Kloster ruhig voraus. — Dann empfing sie in heiliger Sehnsucht das Abendmahl. —

Und als der Morgen des neunten März nahte vom Jahre 1440 — lag sie leblos, aber doch wie verklärt lächelnd — auf ihrem Sterbebette. Um die Leiche standen trauernd die frommen Nonnen von der Opferung. Aber bald löste sich ihre Wehmuth in dem lieblichen Gesange:

„Jesus Christus war ihr letzter Odem!
Jesus Christus war ihr letzter Blick! —
O so war gewiß nach ihrem Tode
Jesus Christ ihr erster Augenblick!“

Und in dem heiligen Wunsche, daß auch ihnen ein-

mal das letzte Stündlein so himmelheimwehlich nahen möge — brachten sie die theuren Ueberreste der hingegangenen Freundin — zur Grabesruhe. —

Zehnter März.

Die vierzig Ritter von Sebaste,

heilige Märtyrer.

An einem heidnischen Festtage vom Jahre 320 nach des Herrn Geburt saß Agricola, der Statthalter zu Sebaste, an der üppigbestellten Tafel, und that sich im Kreise seiner Schmeichler gütlich mit den kostbarsten Speisen und Getränken, die von dem strengerpreßten Tribut der Christen herbeigeschafft worden waren.

Da ließ sich ein Herold melden mit einem Befehlsschreiben vom Kaiser Licinius.

Der Statthalter winkte — und der Herold wurde eingeführt. Nach einer tiefen Verbeugung überreichte er ein Pergament, mit den Worten: „Der Kaiser will, daß du Alles, was hierinnen enthalten, schnell und pünktlich vollziehest."

Nachdem der Statthalter dem von der Reise erschöpften Herold ein Gemach angewiesen, worinnen er sich durch Speise und Getränk und Ruhe erholen möge, kehrte er zu seinen Gästen zurück, öffnete die Befehlsrolle, und las:

„Kaiser Licinius entbietet seinem getreuen Statthalter Agricola zu Sebaste seinen Gruß. Ich habe nicht ohne großen Ingrimm vernommen, daß in der Provinz, in der du durch hohe kaiserliche Gnade mein Statthalter geworden, mehr als je, die Gemeinen der Christen sich verbreiten, daß diese Thoren es öffentlich wagen, sich Bischöfe zu wählen, und ungehindert ihre Bethäuser besuchen am hellen Tage. Ja, es mußte mir in dieser Stunde zu Ohren kommen, daß selbst in

der Legion des Obersten Lysias zu Sebaste Krieger sich vorfinden, die zum Glauben der Christen geschworen. — So geb' ich dir den strengen Befehl, Agricola, du wollest in dem Augenblicke, da du dieses liesest, Spionen und Häscher nach allen Gegenden senden, so dir untergeben sind, und jeden Christen zur Verantwortung an's Tageslicht hervorziehen lassen. Vorzüglich gebiete ich dir, das strengste Augenmerk zu richten auf die Krieger der Legion zu Sebaste. Ich gebe dir Vollmacht zu allen erdenklichen Foltern und Qualen. Ja, selbst den Tod der Christen leg' ich in deine Hand. Du wirst mir ohne Zweifel bald Gelegenheit geben, auf's Neue zu erfahren, wie sehr die Vollziehung des kaiserlichen Wortes dir am Herzen liegt." —

Agricola hatte diesen Befehl kaum zu Ende lesen können. So sehr trug der untergebene Schmeichler Begierde nach der Erfüllung desselben. Und ehe eine Stunde darob verging — waren schon Hunderte von Häschern nach allen Gegenden ausgesandt. —

Ein sanfter Abend dämmerte über der Landschaft von Sebaste, und festlich lag der Purpur der geschiedenen Sonne auf den armenischen Gebirgen. Ein kühler West zog durch die Therebinthen des an der Stadt gelegenen Haines, und brachte aus den verschiedenen Zweigen Töne hervor, die denen einer erhabenen Festtagsharfe glichen.

Und horch, horch! welch' christlich schönes Lied mischt sich in dieses wundersame Gelispel? Es sind majestätische Männerstimmen! Sie erheben sich mit heiliger Kraft, und sinken in anbetender Ehrfurcht. Dort am Saume des Haines flattert eine weiße Fahne in der Abendluft, und auf der Fahne strahlet das Bildniß des erstandenen Heilandes!

Herum im Kreise sieht man auf ihren Knieen feurige Männer, in glänzender Kriegerrüstung. Sie sind's, auf die der Kaiser seinen Verdacht gerichtet! Sie sind die Ritter der berühmten Legion, die man ihrer Pracht sowohl, wie der Schnelligkeit wegen im Schlachtfelde

die Tochter des Blitzes nannte. Sie war von jeher, weil sie sich durch Tapferkeit stets ausgezeichnet, als Lieblingin in des Kaisers Herz geschrieben. —

Die Ritter dieser Legion sind die christlichen Sänger von Sebaste. Vierzig an der Zahl. Die fromme Sage hat ihre Namen also aufgezählt: Quiron, Candidus, Domnus, Meliton, Domitian, Eunoicus, Sisinius, Heraklius, Alexander, Johannes, Claudius, Athanasius, Valens, Helanius, Ceditus, Acacius, Vibian, Helias, Theodulus, Cyrillus, Flavius, Severian, Valerius, Chudion, Sacerdon, Priscus, Eutychius, Eutyches, Smaragdus, Philoctimon, Aetius, Micallius, Lysimachus, Theophylus, Xantheas, Angias, Leontius, Hesychius, Cajus, Gorgonius. —

Nachdem sie nun mit dem christlichen Abendliede zu Ende — erhoben sie sich von der Erde, hielten ringsum ihre Lanzen in einander, und schwuren den heiligen Schwur der Treue zu der Fahne des Gekreuzigten. Nun wollten sie heimkehren zu den Gezelten.

Aber da vernahmen sie mit einem Male ein gewaltig Waffengeräusch hinter sich — und ehe sie's dachten, waren sie umzingelt von des Statthalters Häschern, die hinter den Therebinthen des Haines während des ganzen Abendgesanges gelauert hatten. „So haben wir euch, ihr frommen Krieger!“ schrieen sie in wilder Freude: „Nun mag es euch wohl schwerer werden, vor dem Zorn des Statthalters Stand zu halten, als eure Rosse gegen die feindlichen Wurfspieße in den Kampf zu jagen!“

Und sie banden die vierzig Ritter, die es ohne Widerrede gerne geschehen ließen, mit schweren Ketten an einander; und eilten in freudiger Häscherwuth, die Gefangenen noch an demselben Abende vor des Statthalters Richterstuhl zu bringen.

Agricola's Verlegenheit war nicht gering, als er die stattlichen Kriegsmänner vor sich stehen sah, gebunden und wehrlos, die Helden, die dem Kaiser manches schöne Land errungen. — Und er sann lange hin und

her, ob er an sie mit Güte oder Strenge sich wenden sollte. Nun sprach er zuerst freundlich von Reichthum und Ehrenstellen, von Gold und Adel, so er beim Kaiser für sie erwirken werde, wenn sie abschwören wollten dem Glauben an den Gekreuzigten. Im Gegentheile aber, so sie beharreten, malte er mit den grauenvollsten Farben die Martern und den Tod, der auf sie wartete.

Allein die Krieger entgegneten kurz und ernst: „Umsonst gibst du dir Mühe, uns durch eitle Versprechungen zum Abfalle vom Glauben an Christus zu bewegen! Glaubst du etwa, du könntest uns so viel geben, als du dadurch uns entreißen wolltest? — Zu Günstlingen eines sterblichen Königs möchtest du uns machen, dafür aber uns trennen von dem höchsten Könige, von Jesus! — Aber wir sagen dir ein für allemal: Mit Verachtung sehen wir herab auf die irdischen Schätze, so du uns verheißest, und für etwas Großes hältst. Wir tragen nur sehnliches Verlangen nach einer unsterblichen Krone — sie heißt die Krone der Gerechtigkeit. Nur von einer Sorge sind unsere Herzen voll — es ist die Sorge nach der Herrlichkeit des zukünftigen, ewigen Lebens. — Was aber deine Drohungen betrifft, so fürchten wir uns vor denselben nicht. Du hast nur Gewalt über unsere Leiber, und nicht einmal diese hättest du, wäre sie dir nicht von unserm Gott gegeben. Ob dieser Gewalt nun zittern wir nicht; haben wir ja in den furchtbarsten Schlachten mitten unter den giftigen Lanzenwürfen der Feinde unserer Körper nicht geachtet, weil wir sie schon längst dem Herrn geopfert. Das Leben unserer Seelen aber kannst du nicht nehmen; denn es ist keiner irdischen Macht unterthan!"

Auf solchen freimüthigen Widerstand war der Statthalter nicht gefaßt. Er ergrimmte, und stampfte vor Wuth mit den Füßen die Staffelei des Thrones. „Es ist zu spät," schrie er seinen heidnischen Genossen zu: „o, viel zu spät, diese Halsstarrigkeit noch einmal zu erweichen!"

Und er gab sogleich Befehl, daß man die Christen mit dornigen Ruthen peitsche. Nachdem aber auch dieser peinliche Versuch fruchtlos geblieben, ließ er sie in den schwärzesten Kerker von Sebaste werfen, um von der langsamen Qual schwerer Ketten und derben Hungers das Beste, wie er meinte, zu erwarten.

Schon war der Sommer mit seinen Blüthen, und der Herbst mit seinen Früchten über die Gärten und Gefilde von Sebaste hingegangen. Und der rauheste Winter mit seinem Nordgestürm wüthete von den armenischen Gebirgen her. Noch lagen die vierzig tapfern Christen in dem Felsenkerker.

Agricola sann von Tag zu Tag auf neue Qualen. Der Geist des Unmuths und des Zornes kämpfte mit dem Mitleid, das er für die oft erfahrene Tapferkeit der Ritter empfand. Da brachte ihn der Frost des Winters auf den Gedanken einer neuen Qual. „Kann ich," sprach er zu sich selbst in unverschämter Hoffnung, „kann ich durch ein Eisbad im Unkenteich vor unserer Stadt die Hartnäckigen nicht erweichen — so geschieht es nimmermehr — und dann sollen sie — ich schwör' es bei der Gnade und Ungnade meines Kaisers — dann sollen sie morgen um diese Stunde leblos in ihrem Blute liegen." —

Gleich darauf erschienen Henker in dem Kerker, wo die Krieger schmachteten und rüttelten sie aus dem gemeinschaftlichen Gebete auf, indem sie schrieen: „So ist Agricola's Befehl: ihr sollt uns folgen!" — Und nun ging's aus dem Kerker durch die Stadt bis zum Ufer des Unkenteiches, über den eine Fläche von schlammigem Eis sich hingebreitet hatte. „Hier sollt ihr stecken," war der gräßliche Befehl: „entblößt bis zum Halse die ganze Nacht hindurch! Dort aber seht ihr bei lichtloher Flamme ein balsamisch duftendes warmes Bad! Wer nun von euch abschwört dem Christenglauben — der mag sich in jener Wanne Stärkung holen, und wir werden ihn heimgegleiten mit Triumph und kriegerischen Siegesliedern, als hätte er dem Kaiser eine Schlacht gewonnen!"

Entschlossen, auch diese furchtbare Qual zu dulden, standen die Ritter am Ufer des Teiches. Während sie sich ihrer Kleider entblößten, beteten sie im Angesichte der nächtlichen Gestirne einmüthig dieß Gebet: „Herr Jesus, unserer Vierzig wollen den Kampf beginnen — es ist ein schwererer, als der auf feindlichem Schlachtfelde! O so stärke uns mit deiner Kraft und Gnade, und gib, daß auch Vierzig die Krone des Triumphes erhalten mögen!“

Und darauf ermuthigten sie sich unter einander, indem sie sprachen: „Mit diesem Gewande wollen wir ausziehen den alten Menschen, der durch die Sündenlust verdorben ist. Ist nicht Jesus, der Herr, seiner Kleider beraubt worden um unsertwillen? Und soll es uns also nun hart fallen, wenn wir, seine Diener, leiden dürfen um seiner Ehre willen? So wollen wir, so viel in unsern schwachen Kräften liegt, an uns selbst austilgen die Uebelthat der Krieger, die dem Heilande dereinst die Kleider vom heiligen Leibe rissen. Wohl zieht der Frost schaurig durch die Winternacht, und das Eis des Unkenteiches kettet sich mit der strengsten Kälte an unsere Glieder. Aber, Brüder, was ist das Leiden einer einzigen Nacht gegen die Freuden einer ganzen Ewigkeit, viele unserer Kriegsgefährten, die einem sterblichen Könige gedient, sind auf dem Schlachtfelde gefallen im Gedränge feindlicher Lanzen. Und wir, die wir zur Fahne des wahren Gottes geschworen, wir sollten der Qual von wenigen Stunden durch Verrath an unserm Heilande entgehen wollen? O nein, Brüder, das sei ferne von uns! Kommt, schließt den festen himmlischen Bund: Wir wollen standhaft verharren bis zum Ende!“ —

Nun boten sie einander die Hände dar unter brüderlichen Thränen. Und als sie tief unter dem Eis standen, beteten sie mit Einer Stimme: „O Gott, so nimm sie gnädig an, die Opfer unserer Leben, und führe uns aus dem Frost und Eis der Erde hinauf in das glühende Himmelszelt deiner Liebe und Erbarmung!“

So verging eine Nachtstunde um die andere. Und ob auch die Ritter, starrend vor Kälte, leblosen Gestalten glichen — sie hielten standhaft aus mit der Kraft, die Jesus ihren gläubigen Seelen verliehen. Nur Einer — die Sage hat uns seinen Namen nicht genannt — fing an zu zittern, und wollte trotz der Ermahnungen seiner Brüder nicht mehr beten, sondern horchte, ach der Unglückselige, auf das Zureden der wachthabenden Soldaten, die ihm das balsamreiche Bad in der Nähe mit zauberischen Worten empfahlen.

Und da die erste Morgendämmerungsstunde heraufgraute über die winterlichen Grenzhöhen von Armenien, und noch strengere Kälte mit sich brachte, als die der Nacht war — sprang er aus dem Teiche — sein guter Engel hatte ihn verlassen — und suchte sich mit dem Versprechen, den Willen des Kaisers zu thun, die starren Glieder im warmen Bade zu beleben. Aber siehe, kaum hat er so gethan, da überfällt ihn plötzlich Todesangst, und im Augenblicke hat er sein armes Leben ausgehaucht.

Die Andern aber beteten: „O Herr Jesu, vergib ihm die Schwäche seines Fleisches, die den Willen des Geistes überwunden, und sende uns, o lieber Heiland, du kannst es — sende uns einen andern vierzigsten Gefährten!"

Und siehe, da sie noch beteten, ward das Herz eines Wächters von dem, was vorgegangen, wunderbar ergriffen. „Wie!" rief er aus: „was ist's, das durch meine Seele leuchtet mit verklärtem Glanz? und durch mein Gewissen schmettert, wie mit einer Schlachtposaune: „der Gott der Krieger ist der wahre Gott!" — Ja, nun fühl' ich es, es ist die Gnade, es ist die Wahrheit! Ich kann nimmer widerstehen! Gepriesen sei der Herr, der Solches an mir gethan! — Willkommen, willkommen, ihr Brüder im gefrornen Teiche! Willkommen im Namen des Gekreuzigten!" —

Und nachdem er also mit verklärter Stimme ausgerufen, warf er eilig seine Kleider weg von sich —

und stand unter dem Eis als der Vierzigste der Christenhelden.

Nun war der Tag vollends angebrochen. Eine Menge Menschen hatte sich um den Teich versammelt. Auch den Statthalter hatte die unmenschliche Neugierde aus den Thoren der Stadt getrieben. Und da er sah, daß sie alle noch am Leben, aber auch jetzt, wie vorher, unbezwingbar waren, gab er seinen Schergen den Befehl: „Zieht sie hervor, und schleppt sie auf Karren nach jenem Orte, wo noch das Wachtfeuer der Soldaten flammt. Dort sollen die Erstarrten sich erwärmen in einer Gluth, die den Christentrotz vielleicht eher zu schwächen versteht, als die Kälte der Winternacht!" —

Es geschah. Alle, entkräftet bis zum Tode, lagen nun rings um die Gluth — und war die Kälte vergangener Nacht peinlich, so war gräßlich die Marter durch das Feuer.

Agricola sah zu in tyrannischer Freude. Da merkte er, wie der Jüngste aus den Vierzigen noch in voller Kraft unter den andern Schwachen lag. Und er gab augenblicklich Befehl: „Den führe man mir vor! Vielleicht ist er zu retten!"

Meliton — so hieß der Krieger — wurde zu ihm geführt. Und der Verführer wollte eben wieder versuchen, durch milde Reden den Christen zu gewinnen. Da trat ein Weib hervor aus der Menge des Volkes, heldenmüthig und reich an Glauben — die fromme Sage nennt sie Meliton's Mutter. — Und also redete sie dem jungen Krieger zu: „Wohlan, mein Sohn, wohlan, vollende diese glückliche Reise mit deinen Gefährten, damit du nicht als der Letzte vor Gott erscheinest!" —

Und nachdem sie so gesprochen, umarmte sie ihn mit ihrem Muttersegen, sagte Lebewohl auf himmlisches Wiedersehen — und lud ihn nun selbst auf den Karren, auf dem er wiederum zum Scheiterhaufen geführt wurde.

So endeten die Helden von Sebaste. Und die Christen jener Gegend sammelten in stiller Wehmuth die Ueberreste der Gebeine aus der Asche, und begruben

sie am Saume des Therebinthen-Haines gerade an der Stelle, wo die Krieger den Bund der Treue der Fahne des Gekreuzigten beschworen hatten.

Eilfter März.

Eulogius,

der heilige Priester und Märtyrer.

Das Jahr 852 war für die christlichen Gemeinen in Spanien ein verhängnißvolles Jahr banger Ahnungen in eine schwere Zukunft. Denn Mahomed, der Sohn des maurischen Königs Abderama des Dritten, der grausamste Christenverfolger, hatte den väterlichen Thron bestiegen. Gleich beim Antritte der Regierung sprach er ingrimmig zu seinen Obersten: „Ich will keinen Christenhund dulden, weder an meinem Hofe, noch in den Provinzen von Spanien. Die Religion des Muselmannes allein soll im königlichen Palaste wie in der Hütte des ärmsten Maulthiertreibers von nun an leben!"

Und alsogleich entsetzte er Alle, die am Hofe seines Vaters hohe Ehrenstellen bekleidet hatten, ihrer Würden, wenn sie sich Christen nannten, und verbannte sie in fernes, wüstes Land. Den christlichen Kriegern gab er keine Löhnung, sie auf diese Weise zu Muhameds Glauben zu bewegen, und mit wilder Gier nahm er die schwersten Abgaben von allen jenen, die sich zu der Zahl der christlichen Brüder bekannten.

Dann sandte er nach jeder Provinz seines Reiches als Statthalter einen Mann, der sich schon durch tyrannische Verfolgung als ein Erzfeind der Christen ausgezeichnet hatte.

Es entstanden durch ganz Spanien die grauenvollsten Unruhen. Bethäuser der Christen wurden niedergebrannt, und es war beschlossen, den Namen des Herrn sammt Allen, die ihn im Herzen trugen, gänzlich aus-

zurotten, daß für immer und allzeit keine Spur von einem Christen mehr vorhanden sein sollte. Dieß sollte geschehen, sobald der König mit den nothwendigen Anordnungen in der Regierung zu Ende sein würde, und die verdächtigen Unruhen unter den Muhamedanern selbst gestillt worden wären.

Unter dieser Zeit, während welcher die Wuth der Ungläubigen manches christliche Opfer forderte, kam in wilder Hast ein adeliger Muhamedaner in das Haus des Stadtrichters von Cordova, und flehte mit Ungestüm um schleuniges Gehör. Der Stadtrichter ließ ihn ungesäumt vor, seine Klage, oder was es sonst sein möge, zu vernehmen.

Und Jener begann in Zorn und Trauer: „Beim großen Propheten beschwör' ich Euch, Herr, helft mir! Rettet mich aus einem Elende, dem ich unterliege, so ich nicht bald, nicht jetzt schon davon befreit werde. Meine Tochter, meine einzige Tochter, die einst die Stütze sein sollte meiner alten zitternden Tage — sie ist fort — aus dem väterlichen Hause — in vergangener Nacht ist sie davongeflohen — fort, und ich weiß nicht, wohin, ob sie noch am Leben — wo sie irrt, in den Urwäldern der Wüste — an den sumpfigen Ufern der Flüsse — o es ist fürchterlich, dieser Gram bringt mich zu Grabe — meine Tochter, die arme, arme Unglückliche — sie, sie konnte den morschen Vater verlassen! — oh! oh!" —

Bei diesen Worten zerriß er sein Oberkleid, und sank zu Boden, auf heidnische Weise seinen bittern Schmerz und den knirschenden Unmuth im Entstehen zu erdrücken.

Da forschte der Richter weiter. Und der Muhamedaner erhob sich langsam; und nachdem er sich von den heftigsten Geberden seines Schmerzgefühles losgewunden, furchte er die Stirne, rollte die Augen, und erzählte: „Vor fünfzehn Jahren ward mir das unglückselige Kind geboren; ich nannte es zu Ehren der schönen Gemahlin unsers großen Propheten: Aischah — und

hoffte viel Freude an der holdlächelnden Tochter zu erleben. Drei Jahre darauf gab ich sie einer Verwandten zur Pflege und Erziehung — da dacht' ich, würde sie am lieblichsten gedeihen, und in stolzer Freude sah ich die Liebreizende schon an dem Herzen eines schönen Jünglings. Die Stunde nahte heran — das Fest war bereitet — ich wollte die Tochter verehelichen. — Aber, o ich Unglücklichster der Väter, was mußt' ich nun erfahren! Das Mädchen war von der Wiege an zur — Christin erzogen worden. Sie war zur Gemeinde eingeweiht durch eine Handlung, die die Schwärmer Taufe nennen. Nun führt sie den Namen Leocritia."

„Wer beschreibt meinen unsäglichen Jammer? Wer schildert den Zorn des bewegten Vaterherzens? Ich riß die Tochter aus den Armen der schändlichen Erzieherin. Ich redete in sanften milden Worten an ihr kindlich Herz; ich bat sie — ich, der Vater vor der Tochter auf den Knieen, sie möge ablassen von ihrem Christenglauben — aber ach, umsonst! Mit der Stimme einer Syrene flüsterte sie mir zu: „Alles — für den Vater Alles, ihm zu Liebe auf die Flammen des Scheiterhaufens oder in den tiefsten Wellengrund — nur dieses nicht." Da begann ich in dem väterlichen Unmuth sie zu peinigen. Ich gebrauchte die Ruthe, wie zu einem unmündigen Kind, ich ließ sie hungern und dürsten, ich schloß sie in die dunkelsten Winkel meines Hauses — was ich that, es war vergebens. So trieb ich's schon einen Monat lang — nun ist das Schrecklichste geschehen — sie hat mich zum elendesten, kinderlosen Vater umgestaltet, zum Verzweifler hat sie mich gemacht!"

Nun konnte er nicht mehr weiter reden. Ein Strom von Fluchesthränen nahm ihm die Sprache. Der Stadtrichter aber, gerührt durch den bittern Schmerz des Alten, schickte sogleich seine Häscher durch ganz Cordova, die Entflohene aufzusuchen, und, wenn sie gefunden, vor den Richterstuhl zu bringen. Der Vater nun wankte nach Hause, indem er leise hoffend gelobte,

weder Speise noch Getränke zu sich zu nehmen, bis das ungehorsame Kind — so nannte er es — gebessert in seinen Armen läge. —

Drei Tage waren bereits verflossen, während welcher Zeit die Häscher umsonst geforscht hatten. Nun endlich kamen sie in den Richtsaal zurück, und brachten eilig die Nachricht: „Wir glauben gegründeten Verdacht auf das Haus eines Priesters haben zu dürfen, in dessen verborgenstem Winkel sich die Jungfrau aufhalten mag. So eben begegneten wir einem Manne, der scheu an uns vorüber fliehen wollte. Wir hielten ihn an, und fragten ihn — sein Zittern verrieth uns, daß er von dem entflohenen Mädchen wisse. Wir versprachen ihm Gold — er wollte nichts bekennen. Endlich, da wir ihm mit Foltern drohten, zeigte er auf des Priesters Haus, er hätte die Jungfrau schon vor Tagesanbruch in ihren verborgenen Aufenthalt vor Cordova führen sollen, allein er habe sich verspätet, nun wolle der Priester sie nicht der Gefahr der Entdeckung aussetzen. Und nachdem er also bekannt, floh er von dannen. Wir aber ließen ihn laufen, denn wir wußten genug. Nun magst du bestimmen, o Richter, was wir ferner zu schaffen."

Darauf fragte der Richter: „Habt ihr euch nicht erkundigt nach dem Namen des Priesters?"

Und die Häscher antworteten: „Er heißt — Eulogius."

Der Richter lachte aus vollem Halse: „Nun bei der heiligen Hedschra," rief er: „ich freue mich sehr, diesen Eulogius einmal vor meinem Richterstuhl zu sehen. O, ich kenne ihn recht gut! Er ist aus einem der vornehmsten Geschlechter in dieser Stadt entsprossen; allein von Jugend auf hat er in sein adelig Haus Schande und Unehre gebracht, da er sich zu den Christen bekannte. Er ist der Nämliche, der die Brüder — wie sie sich nennen — als wir sie verfolgten und zum Abfalle von ihrem Gotte zwingen wollten, mit der Kraft seiner überredenden Stimme zum Märtyrertode ermunterte; er ist's, der dieser Vermessenheit wegen

selbst schon Jahre lang im dunkelsten Kerker schmachten mußte; und, als man ihn aus demselben entlassen, mit dem königlichen Gebot, sich von nun an ruhig zu verhalten, dennoch bisher in trotziger Standhaftigkeit durch die Straßen Cordova's wandelte, und die bedrängten Christen allerorts besuchte. Er ist's, der sich sogar erfrechte, Viele aus unserer Mitte wie mit Zauberkraft zu durchdringen, daß sie seinen Worten gehorchten, und in die Versammlungen der Christen gingen. Nun hab' ich erst vor wenigen Stunden durch einen meiner Spionen vernommen, eben dieser Eulogius, den sie den Helden des christlichen Glaubens nennen, sei zum Erzbischof von Toledo erwählt worden. Aber ich will diese Wahl zu Grunde richten! — So eilet in das Haus des Christen! Suchet emsig in jedem Winkel! Und habt ihr gefunden, was ihr wollt — so führt Priester und Jungfrau als Gefangene vor meinen Richterstuhl!" —

Dieß war der Befehl. Die Häscher rannten, wie gehetzte Hunde. Indessen ließ der Richter dem Vater der Jungfrau sagen, daß eine Spur der Entflohenen entdeckt. Er möge kommen, und die Tochter nach Hause holen. —

Bald darauf stand der Priester Eulogius mit der Jungfrau Leocritia vor dem richterlichen Stuhle. Als der Vater seine Tochter sah, konnte er sich kaum mehr halten unter der Menge der Zuschauer; er wollte sich hervordrängen, und unter Zorn und Freude die Wiedergefundene nach Hause führen.

Aber der Richter winkte, er möge sich stille halten, und begann mit Eulogius das Verhör, indem er ihn fragte: „Mit welchem Rechte konntest du die Jungfrau hier aus dem väterlichen Hause nehmen, und in den Schlupfwinkeln euerer Versammlungen verbergen? Sprich?" —

Da trat Leocritia vor, und sprach zum Richter mit unerschrockener Lieblichkeit: „Der fromme Priester, den du hier vor dir siehst, trägt nicht die geringste Schuld an meiner Flucht. Wohl aber haben mich die grau-

samen Peinigungen meines Vaters, mit denen er mich überhäufte, weil ich eine Christin bin, gezwungen, in einem christlichen Hause Zuflucht zu suchen. So kam ich aus freiem Willen in die Wohnung des Eulogius und seiner frommen Schwester, und werde mich nur erst dann des Hauses und der Liebe meines Vaters wieder freuen dürfen, wenn auch er zum Glauben an den Gekreuzigten sich bekannt."

Der alte Muhamedaner wollte bei dieser Rede seiner Tochter mit wilder Zorngeberde abermals losbrechen aus der Volksreihe — allein der Richter winkte, wie zuvor, und sprach zum Priester weiter: „Du hast dadurch, daß du dem Mädchen einen Aufenthalt in deinem Hause gestattet, sie abgehalten von dem Gehorsame, den sie ihrem Vater schuldig!"

Und Eulogius erwiederte: „Die Jungfrau kam zu mir, sich Trost und Ermunterung zu holen in ihrer bedrängten Lage, und sich durch lebendigen Zuspruch zu befestigen im Glauben. Nun aber ist es einem Priester Gottes nicht erlaubt, Jemanden, der Trost und Belehrung bei ihm sucht, gleichgiltig von sich zu weisen. Zudem gibt es Fälle im menschlichen Leben, und zwar vorzüglich viele zu eben dieser Zeit der Christenverfolgung, da der Gehorsam gegen die Eltern, so sie etwas wider das Seelenheil verlangen, einem Kinde zur gröblichen Sünde des Ungehorsams gegen Gott sich umgestalten würde. Wohlan denn, o Richter, damit du dieß einsehen lernest, will ich dich, wie die Jungfrau, im Glauben der Christen unterrichten!" —

Und alsogleich begann Eulogius in der Lehre des einzig wahren Gottes und seines Gesalbten. Da aber der Richter Solches hörte, ergrimmte er, und ließ ihn mit Ruthen peitschen, daß das Blut des Gerechten in Strömen vom Nacken floß. Die Jungfrau gab er dem gierig harrenden Vater zurück, mit der strengen Weisung: „Versuche Alles, sie zur Muhamedanerin zu machen! Denn wenn es dir nicht gelingt — soll sie ohne Gnade in das Loos des Priesters fallen!"

Eulogius stand unerschrocken inmitten seiner Peiniger. Und da sein Blut den Boden röthete, sprach er zum Richter: „Du wirst es erfahren, daß ich eher alle Martern erdulden, als den Glauben an meinen Heiland abschwören werde!“ — Und darauf begann er mitten unter den bittersten Qualen ein Loblied zu singen. —

Nun erblaßte der Richter vor Wuth, und rief mit wilder Stimme: „Solch' einem Starrsinn möge eine höhere Macht begegnen! Fort mit dem Priester! Der König selber soll ihn richten!“

Und Eulogius ward vor den gesammten königlichen Rath gestellt. Da nahm ihn einer der Räthe — er stand in einiger Verwandtschaft mit dem adeligen Stamme des Priesters — sogleich beim Eintritte auf die Seite, und redete ihm zu: „Unwissende mögen wohl blind dem Verderben und sichern Tode entgegenrennen. Ein so weiser und aufgeklärter Mann aber, wie du, Eulogius, soll sich nicht dem nämlichen Wahne hingeben. Gehorche mir, ich bitte dich — es wird dich nicht reuen. Nur ein einzig Wort wird von dir gefordert, das Wort der Entsagung! Schicke dich in diese Nothwendigkeit! Du kannst nachher deine Religion ausüben, wie zuvor; und ich verspreche dir sogar, dich zu schützen vor jeder weitern Beunruhigung!“

Aber Eulogius entgegnete: „O, wenn du nur den geringsten Begriff von den Belohnungen hättest, die den Christen, die bis an's Ende ausharren, versprochen sind, du würdest mit Freuden allen Vortheilen dieser Erde entsagen, um dir jene zu erwerben!“ —

Und nachdem er dieß gesprochen, trat er mitten unter den königlichen Rath, und begann mit Kraft des Glaubens die Wahrheiten des Christenthums zu verkünden.

Aber man ließ ihn nicht lange reden. Richter und Volk riefen voll heidnischer Erbitterung: „Hinaus, hinaus mit ihm vor die Thore von Cordova! Dort falle sein Haupt unter dem Schwerte des Henkers!“

Der fromme Dulder freute sich von ganzem Herzen, für die Ehre Gottes verbluten zu dürfen — und betete

auf dem Wege nach der Richtstätte einen himmlischen Lobgesang. Da trat ein Ungläubiger hinzu, und unter den Worten: „Dein Gesang ist wider Muhamed!" gab er dem Priester einen derben Backenstreich. Aber dieser, statt sich zu rechtfertigen oder gar zu zürnen, bot stillschweigend die andere Wange, um auch den zweiten zu empfangen. —

Darauf kniete er nieder, und harrte auf den dritten — es war der Todesstreich. —

Vier Tage später — so erzählt die thränenvolle Sage — kniete an der nämlichen Stelle eine Jungfrau als die andere Zeugin christlichen Heldenmuths. Leocritia war's. Der Vater hatte von dem ersten Augenblicke an der Wiederaufnahme in sein Haus kein Mittel unversucht gelassen, die Tochter zum muhamedanischen Glauben zu bewegen: allein an dem göttlichen Glauben an Christus hatte jeder Versuch gescheitert. Da brachte der Wilde im fürchterlichsten Zorne das eigene Kind dem Richter zurück, und stieß es von sich, indem er schrie: „Ich erkenne die Christin nicht als meine Tochter! Man thue mit ihr nach den Gesetzen!" —

So starb Leocritia, wie der Priester. Die Christen von Cordova aber sammelten die irdischen Ueberreste der heldenmüthigen Jungfrau unter Trauergesang und Einsegnung in dessen Grabeshöhle.

Zwölfter März.

Mamilian,

der heilige Märtyrer zu Thebeste.

Vor den Thoren von Thebeste, einer Stadt in Numidien — es war im Jahre 296 — lustwandelten zwei Freunde Hand in Hand durch die schattigen Taxusbäume wohlduftender Gärten. Der Eine war ein Hauptmann bei der trajanischen Legion, die zu Tingis

in Mauretanien ihr Lager hatte, und hieß — Marcellus. Er hatte wohl schon öfters Funken des wahren Glaubens in sich verspürt — aber diese konnten sich der vielfachen Zweifel seines Gemüthes wegen nie zur kräftigen Flamme erheben. Der Andere — Mamilian mit Namen — war der Sohn eines römischen Kriegers, der Victor hieß — ein blühender Jüngling von einundzwanzig Jahren, reich an lebendigem Glauben an Jesus Christus.

Es war daran, daß er sich nach dem strengen Befehle des Kaisers sollte zum Kriegsdienste einschreiben lassen. Aber der christliche Jüngling hatte wenig Lust, indem er sprach: „Ich sehe nur Sünden und Laster unter den römischen Soldaten! Das ganze Heer ist dem Dienste heidnischer Götzen ergeben! Warum soll ich mich den Versuchungen aussetzen und der Gefahr, von den Stürmen wollüstiger Beispiele mit fortgerissen zu werden in den Abgrund des Verderbens? Nein, nein, lieber Marcellus, das soll mir nie und nimmermehr geschehen, so wahr Gottes Gnade mich beharrlich machen wolle!"

Der Hauptmann, der seinen jungen Freund von jeder Unannehmlichkeit so gerne zurückgehalten — denn er liebte ihn wahrhaft brüderlich — malte ihm mit den grauenvollsten Farben den Tod durch des Henkers Beil als die nächste Folge seiner Widerspenstigkeit, und suchte ihn mit tausend Bitten zu bewegen, der Einschreibung zum Kriegsdienste sich zu unterziehen.

Aber Mamilian erwiederte mit lächelnder Fassung: „Wie kannst du es mir verargen, wenn ich den Tod meines Leibes eher suche, als den Tod meiner Seele?"

Und da er fest darauf bestand, nahm Marcellus unter Thränen Abschied von ihm, indem er bat: „Wenn der Gott der Christen dir Standhaftigkeit verliehen, und die Krone der Vollendung dein geworden — o so flehe bei dem Herrn um Licht für die zweifelnde Seele deines alten Freundes!"

Mit dem innigsten Christenkuß versprach's der Jüngling — und sie schieden auseinander. —

Am Morgen des andern Tages kam die Kriegswache vom Gerichtshofe zu Thebeste, und foderte den jungen Christen auf: „Du sollst mit uns zur Einreihung in die Legion!"

Mamilian folgte ohne Widerrede. Allein, da er vor dem Statthalter stand, und dieser seinen Namen wissen wollte, gab er zur Antwort: „Ich heiße Christ!" — Bei dieser Erklärung fuhr plötzlicher Schauer durch Alle, die im Saale waren. Endlich aber fluchte Dio, der Statthalter, und schrie im Grimme: „Du sollst die Götter anbeten, und deinem Kaiser Kriegsdienste thun! So lautet der Wille des Gesetzes!"

Und man riß ihn unter das Maß, daß seine Körpershöhe berechnet und er für tauglich befunden wurde zum Dienste. Er aber entgegnete dennoch mit lächelnder Miene: „So wahr ich ein Christ bin — ich werde keinem heidnischen Kaiser dienen, der von mir verlangt, was ich für Sünde halte."

Da redete ihm der Statthalter wiederum zu, indem er ihm drohte: „Lasse dich einreihen — oder du wirst zu Grunde gehen."

„Ich thue es nicht," war des Jünglings Antwort, „und sollte auch mein Haupt fallen unter Henkers Beil. Ich diene nicht der Welt, sondern allein meinem Gott!"

Und der Statthalter zürnte auf's Neue, und fuhr ihn an: „Halsstarriger, wer hat dich dazu beredet?"

„Es ist," erwiederte Jener, „die Stimme meines Herrn und Heilandes Jesus Christus, die also an mein Gewissen ist ergangen!" —

Da der Statthalter wohl einsah, daß jedes Zureden von seiner Seite vergebens, ließ er den Krieger Victor herbeirufen, Mamilian's Vater, und forderte diesen auf, indem er sprach: „Befiehl du als Vater deinem Sohne, daß er dem Kaiser diene; dir muß er ja gehorchen! Er wird es auch thun, wenn er dich lieb hat." — Aber Victor erklärte frei und offen: „Ist er nicht ein Jüngling von einundzwanzig Jahren, und klug genug, daß er selber wisse, was ihm nütze? Was aber mich

betrifft, so freue ich mich seiner Standhaftigkeit im Glauben, und flehe zu Gott, er möge bei ihm bleiben bis zum Tode."

Als der Statthalter diese Worte hörte, zitterte er vor Zorn am ganzen Leibe, und befahl: „Bindet den verwegenen Sprecher! Wie sein Sohn, ist auch er ein Christ, den ich in aller Strenge richten werde." —

Und auf Dio's Wink wurde Victor in's Gefängniß abgeführt. Nun ward von dem Jünglinge unter Androhung der Enthauptung das letzte Bekenntniß abgefordert.

Da rief Mamilian mit lauter Stimme: „So höret meine letzten Worte: Ich bin ein Krieger im Heere meines Heilandes Jesus Christus; und will in keine Dienste treten, wo ich der Gefahr ausgesetzt wäre, meinen Gott zu beleidigen. Wenn man mir das Leben nimmt, werde ich zwar die Erde verlassen; meine Seele aber wird im Himmel mit Jesus, meinem guten Meister, leben!"

Nun brach der Statthalter über ihn den Todesstab, und befahl zugleich: „Es werde der Vater des Trotzigen mit hinausgeführt, damit ihn am Tode des Sohnes ein Schauer ergreife, und er sich bekenne zum Glauben des Kaisers." —

Sobald der Jüngling auf der Richtstätte angekommen war, redete er mit lauter Stimme zu dem versammelten Volke: „Ihr lieben Brüder, lasset es euch nach allen Kräften angelegen sein, dem Herrn zu gefallen, und trachtet mit allmöglichem Eifer, der ewigen Krone würdig zu werden."

Dann gab er dem tiefbewegten Vater den kindlichen Auftrag: „Schenke, wenn ich verschieden bin, den Kriegsrock, so du für mich hast machen lassen, jenem Henker, der mir den Todesstreich geben mußte." Und indem er ihn umarmte, sprach er mit zärtlichem Verlangen: „O möchtest du bald mit deinem Sohne im Himmel vereinigt sein, um da ewig mit ihm den Gott der Herrlichkeit zu loben und zu preisen!" —

Nun kniete der Jüngling nieder, und empfing den Todesstreich. — Der alte Vater aber kehrte in das Gefängniß zurück, Gott preisend, daß er seinen lieben Sohn einer so großen Standhaftigkeit im Glauben gewürdiget, und freudig ahnend, es werde nun auch bald sein Stündlein schlagen. —

Zwei Jahre später am Gedächtnißtage von des Jünglings Märtyrertod wandelte ein vornehmer Krieger aus der trajanischen Legion an der Meeresküste von Tingis stillschweigend und schwermüthig auf und nieder. Es war der römische Hauptmann Marcellus. Er war hinweggeeilt von den wollüstigen Gastmählern und schändlichen Götzenopfern, die dem Kaiser zu Ehren in der Stadt abgehalten wurden. Und sein Gewissen erhob seine Stimme gegen ihn in folgenden Vorwürfen: „Wie? Marcellus, der du so gerne ein Krieger Jesu Christi sein möchtest, kannst du noch länger diesen heidnischen Gräueln beiwohnen, ohne dich nicht im Innersten deiner Seele darüber zu entsetzen? ohne dich nicht öffentlich als einen Verächter der leblosen Götzen, als einen Freund deines Herrn und Meisters zeigen zu wollen? Hast du es nicht mit eigenen Augen gesehen, wie Mamilian, dein jugendlicher Gefährte, für die Ehre des ewigeinzigen Gottes gestorben? Hast du es nicht gehört, daß auch der Vater des Jünglings dem heldenmüthigen Sohne auf dem nämlichen Wege nachgefolgt? Und du, du möchtest jetzt zurückbleiben, ja dem Verderben entgegenjagen, du, für dessen Glauben Mamilian nun am Throne des ewigen Lammes kniet und bittet? — Wohlan, mache dich auf mit der Fahne des Christenthumes! Laß sie flattern mitten unter den Haufen der heidnischen Krieger, und zeige damit öffentlich, daß du ein Christ seiest!“

Der Hauptmann hatte diese Sprache seines Innern vernommen, und war tief erschüttert. — Er warf sich nieder am Ufergesträuche des Meeres, und betete mit solcher Inbrunst und unter einem so lebendigen Strome

von Reuethränen, daß es ihm nimmer fehlen konnte — es brach der Strahl der Gnade hundertfältig herein in die Tiefen seines Herzens.

Und alsobald erhob er sich. Ein Heldenentschluß war gefaßt. Er eilte, was er konnte, nach Tingis zurück, wo die heidnischen Krieger noch jubelten und lärmten in wollüstigen Freuden. Da trat er keck und kühn vor die Standarten der Legion, und im Anblicke des Obersten Anastasius Fortunatus warf er Gürtel und Stab von sich, die Attribute eines Hauptmannes, und rief aus: „Ich bin ein Kämpfer Jesu Christi, des ewigen Königes. Kann man die Waffen nicht führen, ohne den Göttern zu opfern, so will ich nicht mehr Krieger sein.“

Da der Oberst diese Worte vernahm, befahl er sogleich der Kriegswache, den Hauptmann in strengen Verhaft zu nehmen, bis die Götterfeste zu Ende wären. Indessen aber erstattete er von dem sonderbaren Vorfalle einen Bericht an den Oberfeldherrn Aurelius Agricolanus.

Dieser ließ den christlichen Hauptmann vor sich rufen, und fragte ihn noch einmal: ob es wahr, was ihm der Oberste geschrieben. Und Marcellus läugnete es nicht, und wiederholte auch in aller Freimüthigkeit vor dem Feldherrn: „Von diesem Augenblicke an höre ich auf euerem Kaiser Kriegsdienste zu thun, nicht aus willkürlichem Ungehorsam, sondern weil ich euere hölzernen und steinernen Götter verachte, und dem Kaiser keine göttliche Verehrung erweisen will, die nur dem Könige der Welten allein gebührt, dessen ewiger Sohn uns vom Tode errettet hat.“

Auf diese Weise erklärte ihn der Feldherr als einen Rebellen — und sprach über ihn das Urtheil des Todes durch das Schwert. —

Der beherzte Christenheld lächelte voll himmlischer Begierde seiner Auflösung entgegen, und sprach zum Feldherrn: „So möge der Ewige dieß Urtheil nur mit Gutem dir vergelten!“ —

Darauf kniete er nieder, den Todesstreich zu empfangen. Da sah er mit einem Blicke wie überirdisch verklärt in die bläuliche Himmelshöhe — es mußte ihm der schöne Geist seines jugendlichen Freundes entgegen gekommen sein; denn seine Lippen bewegten sich in den seligen Worten: „Hier hast du mich zu ewiger Umarmung!"

Und in dem Augenblicke ging seine Seele zu ihrem Herrn und Schöpfer. —

Aber siehe, was ist das für ein Mann, der während der Hinrichtung stillbetrachtend dagestanden, und nun auf einmal hervortritt mit der Heiterkeit des Glaubens? Es ist Kassian, der Schreiber vom Kriegsgerichte. Mit heiligem Eifer beschuldigt er den Feldherrn einer gröblichen Ungerechtigkeit, und indem er das Pergament, worauf das Urtheil geschrieben, zerreißt und mit den Füßen tritt, erhebt er mächtig seine Stimme, und rief zu allem Volke: „Wehe, o Wehe, es ist unschuldig Blut geflossen in unserer Mitte!" —

Und nachdem er so bekannt, bot er freiwillig seine Hände dar, daß man ihn feßle. —

Aber bald darauf war der Todeshügel auf's Neue mit einer Menge blutgieriger Menschen angefüllt. Es galt dem Bekenner Kassian, der sich im Kerker zum heldenmüthigen Christen herangebildet. —

So waren in kurzer Zeit drei liebliche Seelen nachgefolgt dem Christuskrieger Mamilian. —

Dreizehnter März.

Euphrasia,

die heilige Jungfrau.

In einer lieblichen Thalesgegend des reichen Aegyptenlandes stand im vierten Jahrhundert ein Kloster, das in seine Zellen hundertunddreißig Frauen zur Ein-

samkeit herbeigerufen. Abwechselnd mit erbaulicher Andacht, erwarben sich diese ihren geringen Bedarf durch Handarbeit. Alle die Uebungen ihres Ordens zielten dahin, jene Vollkommenheit zu erlangen, in der das Herz jeder sinnlichen Neigung erstorben und nur allein ein seelenvolles Leben in Gott und Christus gewonnen ist.

Dem Kloster gegenüber ragte aus einem anmuthigen Palmengebüsche eine stattliche Burg empor, im römischen Style erbaut. Sie blickte mit ihren doppelten Säulenreihen eigenmächtig vom beblümten Hügel herab durch die Gegend hin, in der ringsum die Besitzungen und Güter lagen, die zu ihr gehörten. Seit langer Zeit war diese Burg unbewohnt geblieben. Denn der Gutsherr — so ging die Sage unter den Thalbewohnern — war ein vornehmer Beamter am kaiserlichen Hofe zu Konstantinopel, und konnte sich nie auf so lange Zeit von dort entfernen, als es der Aufenthalt mit seiner Familie in dieser Burg erheischte. Daher hatte er nur einen Verwalter über seine Güter gesetzt, der am Fuße des Hügels seine eigene Wohnung besaß.

Nun aber war auf einmal die Burg bewohnt. Eine junge Matrone mit ihrem liebenswürdigen Töchterlein von sieben Jahren ließ sich oft sehen auf dem Kirchengange nach dem Kloster jenseits des Thales. Sie trug ein dunkles Gewand mit einem schwarzen Schleier, und eben so war das Mägdlein gekleidet. Eine tiefe Trauer lag in ihren Gesichtern; doch glänzte auf ihren ruhigen Stirnen die stille Ergebung in Gottes Willen. Jedermann war neugierig, inne zu werden, wer die Frau mit dem lieben Kinde sei. Und das Volk wagte es oft, am Kirchenwege stille zu stehen und die Vorübergehenden zu betrachten. Der Verwalter allein wußte einigen Aufschluß zu geben. Er sagte: „Die Frau mit dem Kinde ist die Gemahlin des vornehmen Beamten zu Konstantinopel, dem diese Burg gehört."

Endlich sollten die frommen Nonnen im Kloster

gegenüber zuerst das Nähere erfahren. Denn an einem schönen Nachmittage meldete sich die unbekannte Frau mit dem Kinde zu einem Besuche bei der Oberin des Klosters. Und nach einigen gegenseitigen Begrüßungen und gleichgiltigen Gesprächen erzählte sie: „Ich bin Euphrasia, die ehemalige Gattin des Antigonus, Kanzlers am Hofe des Kaisers Theodosius, die Mutter dieses Mädchens, das meinen Namen führt — aber, ach nach dem Rathschlusse des Ewigen, nun seit sechs Monden trauernde Wittwe. Mein Gatte, der unermüdet zum Wohle des Staates arbeitete, und Tag und Nacht sich keine Ruhe vergönnte — ist der Last seiner Anstrengung vor der Zeit erlegen. Nun hat er seine Rast im Grabe gefunden. Ach, wir lebten in süßer, gottgefälliger Verbindung — und die Trauer über seinen Verlust hat sich tief in meiner Seele eingewurzelt. Daher war mir der Plan meiner hohen Verwandten am Hofe unerträglich, mit dem sie mich zu neuer Verbindung mit einem adeligen Manne überreden wollten. Meinen geliebten Antigonus kann ich ja nimmer vergessen!" —

Bei diesen Worten verbarg die Erzählerin das Auge in die Falten ihres Schleiers, und weinte lange. Das Töchterlein schmiegte sich an den Schooß der Mutter, legte das Köpfchen an ihr Herz, und weinte mit. Die Oberin aber sammt den Nonnen, die zugegen waren, drückte stillschweigend ihre Hände; und Alle waren sehr gerührt.

Nach einer Weile fuhr Euphrasia zu erzählen fort: „Endlich war mir das unausgesetzte Zureden der Verwandten, das aufdringliche Schmeicheln so Vieler, die um mich werben wollten, das Lobreden über meine noch schöne Jugend, über die zartblühende Gesichtsfarbe — kurz das Leben am Hofe und der Umgang mit Weltmenschen ward mir zu lästig. Ich packte einige Kleinodien zusammen, ließ die Verfügung meiner Güter schriftlich zurück, bestieg mit meinem Töchterlein ein Maulthier, das zum Zwecke der Flucht gemiethet

war, und verließ nun in der Stille einer sternenhellen Nacht, von einem sichern Wegweiser geleitet, die Kaiserstadt, herüber ziehend nach den entfernten einsamen Besitzungen in Aegypten."

„Und da ich diese erreicht, und ich geschieden bin vom Hofleben, mögen meine Verwandten wohl wissen, wo ich mich aufhalte. Es liegt ein weiter Raum zwischen meiner Einsamkeit und ihrer künftigen Zudringlichkeit. — Ich habe keinen andern Wunsch, als mein stilles Wittwenleben Gott opfern, und in euerer Nähe, ihr lieben Frauen, mit meinem Kinde recht oft verweilen zu können. Denn ich sehe wohl ein und fühle es im Herzen: Es gibt kein wahres Glück auf Erden, außer der Gottseligkeit. Zu diesem Glücke sollt ihr mir helfen, da ihr schon in dessen himmlischem Besitze sein möget. So flehe ich für mich und meine Tochter!"

Euphrasia ward herzlich aufgenommen. Sie erhielt Trost, Erquickung und Ermunterung zum Guten aus dem Umgange mit den gottseligen Nonnen. Ihr Töchterlein aber, in dem das gute Herz der Mutter schlug, wurde durch die Bildung, die sie im Kloster empfing, zur heiligen Einsamkeit also hingezogen, daß sie sich nichts sehnlicher wünschte, als die Aufnahme in den stillen Kreis ihrer frommen Bildnerinnen. Diesen herzlichen Wunsch entdeckte sie eines Tages der lieben Mutter. „O erlaube mir," bat sie, „daß ich in meinem zwölften Jahre eintreten darf in die Regel der Nonnen vom nahen Kloster!" —

Die Mutter erwiederte nichts, sondern ging hin, und fragte die Oberin um Rath, indem sie sprach: „Was soll ich thun, fromme Frau? Meine Tochter Euphrasia sehnt sich nach der Mitte eueres Klosters; ihr verstorbener Vater aber hat sie noch auf dem Sterbebette einem vornehmen Hofbeamten zu Konstantinopel angelobt! Was ist hier zu machen?" Und die Oberin entgegnete: „Schicke deine Tochter zu mir in die Zelle. Ich will mit ihr reden."

Die Tochter kam. Da fragte die Oberin: „Euphrasia,

mein gutes Kind, sage mir, wen hast du lieber, deinen Bräutigam in Konstantinopel, oder die Nonnen des Klosters?" Und Euphrasia antwortete: „Ich kenne diesen Bräutigam nicht — und er kennt mich auch nicht. Euch aber kenne ich, und liebe euch! Und wen liebet ihr denn mehr, mich oder meinen Bräutigam?" —

Darauf entgegnete die Oberin, freudig überrascht durch des Mädchens Frage: „Wir lieben dich Euphrasia und unsern Herrn Jesum Christum. Wenn aber du uns liebst, so bleibe bei uns!" — Da hüpfte das Mädchen vor inniger Lust, und rief: „O sehr gerne, wenn meine gute Mutter damit zufrieden ist!"

Die Oberin sagte dieß der Mutter. Und diese brachte ihre Tochter mit Freudenthränen in das Kloster. —

Jetzt gab beim Eintritte in die Zelle die Oberin der jungen Nonne ein Crucifixbild in die Hand, daß sie es küsse. Und Euphrasia that's mit Inbrunst, weinte süß, und sprach: „Ich gelobe für die übrige Zeit meines Lebens, mich allein meinem Heilande zu widmen."

Ehe aber die Mutter von dannen ging, kniete sie mit der Tochter am Altare der Klosterkirche und betete in heimwehlicher Ergebung: „Nimm, o Herr, dieses Kind unter deinen Schutz. Es liebt und sucht nur dich, und empfiehlt sich daher nur dir allein!" — Hierauf segnete sie ihre Euphrasia, und sprach über sie in mütterlichen Thränen: „Möge der Herr, der die Berge auf unerschütterliche Grundfesten baute, dich allzeit in der Furcht seines heiligen Namens bestärken!"

Und nachdem sie so gesprochen, trennte sie sich von der Tochter mit einem Abschiedskusse, und ging. —

Allein es währte nicht lange — so kam die traurige Botschaft in das Kloster: „Die Nonne Euphrasia möge hinüber eilen in die Burg jenseits des Thales. Ihre kranke Mutter verlange sehnlichst, sie noch einmal zu sehen vor dem nahen Ende." — Im feuchten Blicke die Thränen des kindlichen Schmerzes, wandelte Euphrasia hinüber an das Krankenbett der Mutter.

„Meine Tochter,“ sprach diese, als die Weinende vor ihr kniete, „ich ahne, daß ich von dieser Krankheit nicht mehr aufstehen werde. So höre meine letzte Ermahnung: Fürchte Gott, ehre deine Schwestern, und betrachte dich als ihre Dienerin. Denke nie, was du in den Augen der Welt warst, und sage nie zu dir selbst, daß du aus dem Blute der Kaiser entsprossen seiest. Sei demüthig und arm auf Erden, damit du verdienest, der Herrlichkeit und der Schätze des Himmels theilhaftig zu werden.“

Und darauf segnete sie die weinende Tochter zum letzten Male. Am dritten Tage war sie in dem Herrn entschlafen — und am vierten ruhte sie in der Gruft der Frauen vom Kloster. Die Tochter weinte ihr nach bis zum Grabe, dann aber trocknete der Engel der Hoffnung ihre Thränen. Und im Gedanken an ein himmlisches Wiedersehen kehrte sie ruhig und mit dem neuen Vorsatze treuester Pflichterfüllung in ihre Zelle zurück.

Die Nachricht von dem Tode der Mutter Euphrasia's kam an den Hof von Konstantinopel. Nun sannen die Verwandten darauf, wie sie die Tochter zurückrufen könnten, daß sie sich mit dem vornehmen Jünglinge, mit dem sie schon als siebenjähriges Mädchen verlobt worden, vermählen möge. Theodosius, der Kaiser selbst, schrieb dieser Ursache wegen an die Oberin des Klosters, und legte ein freundliches Blatt an Euphrasia bei.

Aber bald kam Antwort vom Kloster. Der Kaiser saß eben bei seinen Räthen, als er den Brief aus Aegypten erhielt. Er ahnte sogleich, das Schreiben werde von Euphrasia sein, und las laut vor: „Da du weißt, unüberwindlicher Kaiser, daß ich meinem Heilande versprochen habe, in ewiger Keuschheit zu leben — wolltest du nun wohl, daß ich mein Versprechen verletze, und mich mit einem sterblichen Menschen verbinde, der bald die Speise der Würmer sein wird? Ich bitte dich, durch die Gewogenheit, womit du meine Eltern beehrtest, über die Güter, die sie mir zurückgelassen

haben, zu Gunsten der Armen, und Waisen und Kirchen zu verfügen. Gib allen meinen Sklaven die Freiheit, und gewähre meinen Beständern den Nachlaß alles dessen, was sie mir schuldig sind, damit ich frei von Sorgen für meine zeitlichen Angelegenheiten, Gott ohne Hindernisse dienen könne. Bitte den Herrn, daß er mich allzeit seiner würdig mache. Dieselbe Gnade wage ich von der Kaiserin, deiner Gemahlin, zu begehren."

Der Kaiser konnte, da er diesen Brief vorlas, der Thränen sich nicht enthalten; und Alle, die dieß hörten, weinten mit. Der Kaiser aber sprach: „Wahrhaftig, sie ist eine des Antigonus und der Euphrasia würdige Tochter; sie ist eine Zierde des erlauchten Blutes, das in ihren Adern fließt; sie der würdige Sprößling eines so tugendhaften Namens."

Und er erfüllte nicht nur alle Wünsche, die sie im Briefe ausgesprochen; sondern er befahl auch ihren hohen Verwandten, von jetzt an sie mit keinem neuen Antrage einer weltlichen Verbindung zu belästigen. —

Frei von allen irdischen Sorgen lebte nun die adelige Jungfrau nur für das Höhere. Wohl mancher Kampf war von ihr zu bestehen, schwere Kämpfe gegen den leisen Trieb nach Eitelkeit, die gegründet war im Gedanken an ihre Abkunft. Allein sie siegte, da sie sich den schwierigsten Prüfungen der Demuth und Selbstverläugnung ergab.

Ein Beispiel, wie weit sie es am Ende in der Selbsterniedrigung gebracht, ist besonders rührend. Eines Tages ward sie von einer Klostermagd gefragt: „Euphrasia, warum genießest du nur einmal in der Woche warme Speise?" „Weil es der Befehl der Oberin ist!" war die Antwort. — Aber die Magd fing an, sie zu schelten, und nannte sie eine Heuchlerin. „O ich kenne dich," sprach sie hämisch, „du willst durch diese Sonderbarkeit vor andern Schwestern dich auszeichnen, und dich zeigen als eine, die die vollkommenste Enthaltsamkeit beobachten kann. So trägst du eine

geheime Eitelkeit in dir, mit der du dir das öffentliche Lob der Oberin gewinnen willst!" —

Da Euphrasia die Dienstmagd so reden hörte, warf sie sich, ohne etwas dagegen zu erwiedern, zu deren Füßen, und weinte und flehte: „O so bete zu Gott um Beistand für mich arme Sünderin!" Und dann bat sie, als wenn sie schuldig wäre, die Magd um Verzeihung.

Aber die Obein, die dieß unbemerkt mit angehört und gesehen, trat hervor, strafte die Verläumderin mit ernster Rede, und schloß Euphrasia in ihre Arme, indem sie sprach: „Wohl dir, meine Tochter! Du hast die letzten Lehren deiner Mutter, die sie dir gab auf dem Sterbebette, wohl beachtet — ich sah die goldene Frucht in diesem Augenblicke." — Und von der Stunde an hatte jede Versuchung ihre Kraft verloren. —

Bald war nun Euphrasia, die Pflanze der Demuth, des Gehorsames, der Selbstverläugnung und Liebe in dem irdischen Garten Gottes so herangediehen, daß sie im himmlischen Paradiese die wunderlieblichen Blüthen ewiger Freude gewinnen sollte. Und als sie das dreißigste Lebensjahr erreicht — es war im Jahre 410 — fühlte sie mit Lächeln ihr Ende nahen. Das Crucifixbild, vor dem sie Treue geschworen beim Eintritte in das Kloster, drückte sie nun auch an ihre Brust, da sie von dannen scheiden sollte — und empfahl sich sehnsuchtsvoll in die Hände Jesu. —

Und die heilige Kunde lautet: Sie schlummerte nach drei Tagen ihrer Ahnung im Grabe der Mutter. —

Vierzehnter März.

Sabinus,

der heilige Märtyrer.

Im stillen Thale bei Hermopolis, einer Stadt in Aegypten, stand unter dem Schatten hoher Platanen ein einsamer Maierhof. Er war das Eigenthum eines reichen angesehenen Mannes, Sabinus mit Namen, der aus fürstlichem Geblüte entsprossen, ein vornehmes Amt bekleidete, und deßhalb gewöhnlich in der Stadt wohnte. Allein seit Arianus, des Kaisers Diocletian Schmeichler, ein grausamer Bösewicht, Statthalter war von Hermopolis, und die Christen verfolgte auf die wüthendste Weise — hatte sich der Frommgläubige in diese wenig bekannte Wohnung zurückgezogen, um dem Gebete und dem Dienste des Herrn ungestört obliegen zu können. —

Es war ein heiterer Abend, als er gerade wieder einmal vor der Thüre saß, um sich am Dufte der Blumen seines Gartens zu erheitern. Da sah er eine Menschenschaar auf dem nächsten Fußpfade von der Stadt her auf den Maierhof zueilen. Er wappnete sich, im stillen Gebete zu Jesus Christus, mit dem Helme des festesten Glaubens und mit dem Panzer christlichen Heldenmuthes. Denn er dachte: „Nun kommen die Häscher des Statthalters, mich in die Rüstkammer abzuholen, wo schon so mancher Christ verblutete!“ Und er stand auf, und ging der Schaar entschlossen und muthvoll entgegen. —

Aber, wie freute er sich, und dankte Gott! — Es waren christliche Brüder, die aus der Stadt geflohen. Sie erzählten mit Thränen in den Augen: „Die Wuth des Statthalters gegen die Christengemeine hat die grausamsten Verordnungen an die Häscher ergehen lassen. Wen immer sie auffinden, der ihren leblosen Göttern nicht opfert — der soll des Todes sein. Den Spionen

aber werden herrliche Geschenke angeboten. Nun geht's grausenhaft zu in Hermopolis. Vermögen und Güter von all denen, die des Glaubens an Christus verdächtig sind, werden eingezogen. Da und dort fliehen sie, und irren in Wüsten und Einöden. Der christliche Vater wird aus den Armen der jammernden Familie, die Mutter sammt dem Säugling in den Kerker geworfen. Bis in die innersten Gemächer unserer Häuser drang das verworrene Geschrei. Da erfuhren wir, daß man auch uns auf die Spur gekommen. Und wir haben uns nun geflüchtet, bei dir, Freund Sabinus, ob dieser Jammerzeit verborgen zu bleiben. Diese Einöde bietet den sichersten Aufenthalt — o, so stoße die christlichen Flüchtlinge nicht von dir!"

„Kommt," entgegnete darauf mit Liebe und Theilnahme Sabinus, „kommt, ihr sollt bei mir sein, wie im Hause eines Bruders! — Wir wollen gegenseitig einander aufmuntern im Glauben an den göttlichen Erlöser, wir wollen uns üben in den süßen Thaten seiner ewigen Liebe, und wollen aufrecht halten die tröstliche Hoffnung auf eine bessere Zeit, in der die jetzt kleine und verfolgte Gemeine Christi herangewachsen sein wird zum herrlichen Reiche Gottes auf Erden. — Kommt, wir wollen beten, beten unabläßig im Namen dessen, der uns beten gelehrt — und der ewige Vater wird uns erhören!" —

So sprach er, und führte die brüderlichen Ankömmlinge in den Maierhof ein.

Hier beteten sie, und sangen mit dem königlichen Psalmensänger der Vorzeit: „Beschirme mich Gott, denn ich hoffe auf dich! Ich sage zu Jehova: mein Herr bist du, du bist allein mein höchstes Gut. An den Heiligen und Edlen hab' ich all' mein Gefallen. Viele Plagen machen sich die, die einem Andern nacheilen. Ich werd' ihnen blutige Trankopfer nie bringen; werd' ihre Namen auf meine Lippen nie nehmen. Jehova, du bist mein bester Theil, du mein Freudentrank! Du versicherst mein Erbe mir. Auf eine liebliche Ge-

gend fällt mir mein Loos, mir wird ein herrliches Erbgut zu Theil!"

Jetzt klopfte man von Außen an die Thüre. Die Christen hielten ein im Gesange, und horchten. Aber eine Dienstmagd des Sabinus trat herein, und sagte zu ihrem Herrn: „Der Bettler, den du schon oft reichlich beschenktest, steht vor der Thüre, und flehet um ein Almosen!" — Sogleich bot Sabinus sechs Silbermünzen dar, mit den Worten: „Er möge beten für uns Alle!" —

Der Bettler versprach's, und ging. Unten im Thale stieß er auf einen Schwarm feindlicher Häscher. Die hielten ihn an, und forschten mit wildem Ungestüm: „Sag' uns an," riefen sie, „sind dir auf dem Wege durch's Thal hin keine Christen begegnet?" Der Bettler stutzte, und — verneinte es. Da sprach der Anführer der Bande, die zitternden Mienen des Armen fest in's Auge fassend: „Du gehst nun mit uns, und so du die Unwahrheit gesprochen, werden wir dich an einem Baume aufhängen! — Willst du uns aber auf die Spur der geflohenen Christen führen, so soll dieser Beutel mit Gold dein Lohn sein!" —

Bei diesen Worten schwang er eine volle Börse in der Luft, daß die Münzen gar zauberischen Ton von sich gaben. Die verrätherische Habsucht siegte in der schwachen Brust des Bettlers; und er entgegnete: „Nun, auf dem Wege hab' ich keine Christen getroffen. Aber, so ihr euer Versprechen halten wollt — kommt mit mir."

Er führte sie leise vor die Thüre des Maierhofes, und gebot ihnen, eine Weile zu horchen. Aus dem Innern aber des Hauses ertönte das Ende des vorigen Psalmes, das also lautete: „Ich preise Jehova, der mich so wohl berathen hat; auch des Nachts leitet mich mein innerstes Gefühl dazu an. Ich habe Jehova immer vor Augen; denn er ist mir zur Rechten — ich werde nicht wanken. Darob freut sich mein Herz, und frohlocket mein edelster Theil. Auch mein Leib wird einst sicher liegen. Denn du wirst in der Unterwelt

meine Seele nicht lassen: du wirst nicht zugeben, daß dein Geliebter verwese. Du zeigest den Weg zum Leben mir, der Freuden Sättigung vor deinem Angesicht, die Wonne zu deiner Rechten ewiglich!"

Jetzt war's stille geworden im Hause. Da warf der Rottenführer dem Bettler die Börse hin; und dieser langte darnach in goldgieriger Hast, und floh hinaus mit schwerem Gewissen in die Tiefe der Dämmerung. Die Häscher aber stießen mit furchtbarem Gepolter die Thüre ein, und drangen in das Haus. —

Sabinus trat ihnen freundlich entgegen, und bat: „Legt mir die schweren Ketten an; ich gebe Hände und Füße ohne Widerrede her. Nur schonet der Andern — sie sind meine Schützlinge." —

Aber die Häscher achteten nicht solcher Rede. Und die Christen wurden noch in derselben Stunde festgebunden, und an ihrer Spitze Sabinus — nach Hermopolis abgeführt.

Groß war die Freude des Statthalters Arianus, als er den Beamten Sabinus gefesselt vor sich sah, den er schon längst als einen tugendhaften Mann haßte, weil dieser allein aus dem ganzen Rathe sich oft die Freiheit genommen, manche Unthat ihm vor's Auge zu halten. —

Nun bäumte er sich in Rache, erhob sich tyrannisch stolz, und schrie: „Meine Ahnung hat mich nicht betrogen, du seiest ein Christ. Ich aber befehle dir nun, opfere den unsterblichen Göttern, und gehorche dem Kaiser, oder der qualvollste Tod harret deiner!"

Allein voll des christlichen Heldenmuthes erwiederte Sabinus: „Es ist dir und Allen, die mich kennen, bewußt, daß ich allzeit ein getreuer Unterthan des Kaisers war und seine Gesetze pünktlich vollzog, wenn sie gerecht waren. Aber Bilder anzubeten von Menschen, die in ihrem Leben die schändlichsten Verbrecher waren, — das verbietet mir Religion und Vernunft — ich werde es nie und nimmer thun."

Der Statthalter freute sich dieser freien Worte des

Gefangenen. Denn es ward ihm durch sie Gelegenheit, seine Rache loslassen zu können. Und am Morgen des andern Tages stand er schon der Erste in der Rüstkammer, das Folterzeug anzuordnen. Bald lag, o der empörenden Unmenschlichkeit! Sabinus ausgestreckt am Rade, das also gestaltet war, daß jede Bewegung die Gliedmassen des Dulders mehr und mehr auseinander dehnte. Dabei standen die Häscher, und schlugen mit eisernen Keulen die Gebeine entzwei. —

Sabinus schwieg. Sein sehnsuchtglühendes Auge redete zum Himmel. Da schrie der Tyrann, wie im Gelächter des Triumphes: „Nun, willst du dich nicht entschließen, den Göttern zu dienen? Oder willst du durch deinen Trotz mich zwingen, deine Qualen noch zu steigern?“ — Und Sabinus erwiederte im Tone christlichen Vorwurfes: „Ach, du Unglücklicher und Verblendeter! wie kannst du glauben, daß mich ein vergängliches und kurzes Leiden zu einem andern Entschluß bewegen könne, da ich denke, welch fürchterliche und ewige Strafe Jesus, der Richter der Lebendigen und Todten, für die Ungläubigen und Lasterhaften bestimmt hat!“ —

Der Tag war schon weit vorgerückt. Die Sonne stand in der Mittagshöhe. Arianus aber hatte eine Reise vor nach Antinopolis. Da befahl er: „Ich habe nicht Lust, diesen Christen hier längere Zeit noch zu verhören! Das Schiff, auf dem ich nach jener Stadt fahre, harret schon mein im Hafen. So ist mein Wille, man bringe den Trotzigen auf ein anderes Schiff, das dem meinen folge. Er soll in Antinopolis sterben!“

Es geschah. Aber siehe, welch ein Wunder. Das Schiff, auf dem Sabinus sich befand, war schon längst im Hafen jener Stadt eingelaufen — da das andere noch unstät auf dem Meere herumirrte. Und nun heulte aus der Ferne ein wilder Sturm. Dieser trieb das Schiff so nahe an den Hafen, daß man von da aus es sehen konnte, wie es kämpfte mit den Wogen.

Am Ufer kniete Sabinus. Seine Augen waren zum Himmel gerichtet. Er betete: „Barmherziger und starker Gott! Verleihe durch deine Gnade, daß in diesem Sturm der Ungläubige zur Erkenntniß des Glaubens komme! So rette ihm das Leben! Doch führe ihn nicht eher in den Hafen, bis er von der Gefahr bezwungen, dich bekennt, und in Anbetung den Namen ausspricht deines Sohnes Jesus Christus!“ —

Und siehe, der Herr erhörte das Gebet seines Dieners; denn es wüthete der Sturm, daß die Matrosen dem Statthalter frei erklärten, da sei keine Rettung; man müsse sich den Wellen überlassen. Arianus zitterte. Todesangst lag auf seinem Angesichte. Am Ufer sah er die Christen, inmitten Sabinus, knieen. Da schrie er zu einem der Matrosen: „Ich kenne dich! du bist der beste Schwimmer. So vertraue dich den Wellen und suche den Hafen zu erreichen. Und ist es dir geglückt, so eile zu Sabinus, und sage, er möge mit den Christen seinen Gott anrufen um Hilfe aus dieser Gefahr. Dein Lohn wird groß sein, so du mir freundliche Nachricht bringst!“ —

Der Matrose schwamm alsogleich durch das Meer, und kam glücklich bei Sabinus an. — Aber dieser entgegnete: „Schwimme zurück zu deinem Herrn — es wird dir kein Unglück begegnen — und verkünde ihm: „Also spricht Sabinus: Du wirst der Gefahr nicht entkommen, wenn du nicht selbst öffentlich im Kreise der Matrosen den wahren und ewigen Gott bekennest.“

Der schwimmende Bote brachte dem Statthalter die Nachricht. In dem Augenblicke heulte wüthender der Sturm. Die Wellen schlugen über das Schiff. Die Noth war am höchsten. Arianus knirschte mit den Zähnen — das war die Aeußerung des Heiden; dann schlug er an die Brust, und faltete die Hände, als ziehe es ihn jetzt unwiderstehlich, des Christen Wort zu erfüllen. Und endlich — endlich wankte er in die Mitte der Matrosen, die schon Alle auf ihren Knieen lagen, und zum Gott der Christen beteten, und sprach mit lauter

Stimme die Worte aus: „Es ist nur ein einziger wahrer Gott, den Sabinus verehrt!“

Und im Augenblicke schwieg der Sturm, und ruhte das Meer, da sie nun in freundlicher Lustfahrt den Hafen erreichten, in dem die betenden Christen sie empfingen.

Die Matrosen, als neue Christen, umarmten unter Freudenthränen die Brüder im Hafen. Aus ihrer Schaar aber trat ein Mann, warf sich nieder vor Sabinus, und flehte, indem er an seine Brust schlug, und rief: „O vergib mir, heiliger Mann! Ich habe mich schrecklich an dir versündigt!“ — Es war der Bettler, den Sabinus oft so reichlich beschenkt hatte. Er bekannte seinen Verrath, und verschwieg nicht, daß er sich eingeschifft habe in fernes Land, als wollte er dem strafenden Gewissen entfliehen, das ihn stets verfolgte. Nun aber haben ihn die Gefahr des Sturmes und die Gnade des Himmels zum Christen gemacht. —

Ach, wie freute sich Sabinus ob diesem neuen tröstlichen Ereigniß — und Alle, Alle knieten und sangen: „Alleluja!“ —

Nur Arianus stand mit Bosheit unter ihnen, und lachte. Es hatte ihn die Noth zum Heuchler, nicht die Gnade im Verein mit gutem Willen — zum Christen gemacht. Er fluchte gräßlicher, wie vorher, weil er sich des Bekenntnisses schämte. Und aus Zorn und Rache schalt er Sabinus einen Zauberer, der als solcher schon dem Henker anheim gefallen sei. —

Sabinus aber entgegnete voll Ruhe: „Ich sterbe gerne, da ich so viele Christen vor mir sehe, die doch als Heiden von Hermopolis abgesegelt. So ging mein Gebet am Ufer nicht verloren!“ —

Und sogleich gab er sich willig den Schergen hin. Er ward an einen Mast gebunden, der am Strande lag, und die Wunden seines Körpers wurden mit Fackeln ausgebrannt, bis die Knochen verkohlten. Sabinus schwieg — aber die herumstehenden Heiden sogar fluchten dieser Grausamkeit und murrten zu einander, wie zu einem Aufruhre. Da befahl der Tyrann: „Man

binde dem Sturmgebieter einen Quader um den Hals, und senke ihn in die Tiefe des Meeres. Wir wollen sehen, ob er sich retten könne." — Und hohnlachend, nachdem er so gesprochen, ging er von dannen. —

Aber Sabinus, bereit zum Tode, nahm Abschied von seinen Brüdern, und sprach: „Mir sagt's eine heilige Ahnung, mein Leichnam werde nicht in der Tiefe des Meeres bleiben. So wandelt am dritten Tage heraus — und wenn ihr ihn findet, vertraut ihn der kühlen Erde!"

Am dritten Tage nach dieser traurigen Scene wandelte als der Erste der Christenschaar ein Mann auf und nieder — es war der Bettler. Er suchte lange; und da er den Leichnam gefunden, grub er ein Grab, und pflanzte unter stillen Thränen eine Trauerweide. Und auf einem Quader zeichnete er die Worte: „Der dreizehnte März hat einen christlichen Helden sterben gesehen — der heißt Sabinus. Hier ruhet sein Leib — sein Geist aber ist bei Jesus Christus. — Der dieß hier geschrieben, ist durch seine Großmuth und sein Gebet gerührt und ein Jünger des Herrn geworden, und sehnet sich so sehr, dem Leibe nach hier neben ihm zu ruhen, mit dem Geiste aber bei ihm zu knieen am Throne des Lammes. So bete du, der du dieß liesest, für die schmachtende Seele. Amen."

Fünfzehnter März.

Abraham,

der heilige Einsiedler, und seine Nichte.

Um die Mitte des vierten Jahrhunderts nach der Erscheinung unsers Herrn und Heilandes war unweit der Stadt Edessa in Mesopotamien eine Felsenklause zu schauen, von wo aus sich ein heiliger Ruf verbreitete durch alle christlichen Schaaren des Landes. Sie war die Höhlung einer einzigen Steinmasse, in die nur

durch eine kleine Fensterwölbung der Blick der staunenden Wallfahrer eindringen konnte. Palmen und Tamarisken umfingen den Felsen, und nahe daran rieselte ein Quell, aus dem die wandernden Hirten ihre Schafe tränkten. —

Und es ging der Ruf über die Berge und durch die Thäler: „Abraham von Chidane, ein Mann von edler Abkunft, verlebt hier in freiwilliger beständiger Enthaltsamkeit von allem Irdischen sein Leben.“

Aber die christlichen Wallfahrer, die der heiligen Kunde zu Liebe nach der Klause vor Edessa gewandert, wollten mit dieser dunkeln Nachricht nicht zufrieden sein, und wandten sich gen Chidane, den Geburtsort dieses heiligen Mannes. —

Daselbst erfuhren sie von einem seiner Jugendgenossen folgende Aufschlüsse: „Abrahams Eltern, nicht nur durch Adel ausgezeichnet, sondern mehr noch durch Tugend und Rechtschaffenheit, gaben ihrem Sohne die vortrefflichste Erziehung, und entflammten von Kindesjahren an mit der elterlichsten Sorgfalt sein Herz zu thatenreicher Liebe gegen Gott und seine Mitbrüder. So war er herrlich gebildet und ausgerüstet zum Segen ausstreuenden Eintritt in die Welt. Und die Eltern führten eine holdselige Jungfrau dem schönen Jünglinge vor, und flehten: „Lieber Sohn, vollende unsere Freude und unser Glück! Reiche diesem tugendhaften Mädchen zu heiliger Verbindung deine Hand!“ —

Bei dieser Ueberraschung erschrack Abraham dergestalt, daß er erblaßte. Und mit zitternder Stimme erwiederte er seinen Eltern: „Schonet meiner! Ich habe mein Leben Gott geweiht. Und dieser Weihe darf ich nicht untreu werden. Ich habe keine Neigung zu ehelicher Verbindung. Mein Herzensdrang ist Sehnsucht nach der Ewigkeit.“

Aber die Eltern, die in ihm einen edlen Fortpflanzer ihres altadeligen Geschlechtes sahen, drangen heftiger in ihn, und stellten ihm mit strengem Ernste den

kindlichen Gehorsam vor. Abraham gehorchte — und man veranstaltete alsobald die hochzeitliche Feier. — An einem heitern Sommerabende in dem anmuthigsten Laubgewölbe des schönsten Gartens von Chidane wurde das reiche Mahl gehalten.

Allein am frühen Morgen des andern Tages, da die Vornehmsten der Stadt kamen, dem jungen Ehepaare Glück zu wünschen, war Abraham zur größten Bestürzung der Eltern, die wohl seinen Entschluß ahnten, nirgends aufzufinden. Man befahl alsogleich den Dienern des Hauses, daß sie forschen sollten. Da offenbarte die holde Braut in demüthig schüchterner Rede: „Abraham ist mit meiner Einstimmung hingegangen, den süßen Entschluß seiner Seele zu vollführen. Er hat die Einsamkeit aufgesucht — und sie wohl schon gefunden. So wollet nicht nach ihm forschen; denn seine Handlung ist vom Geiste Christi. — Mich aber laßt im Frieden aus euerem Hause ziehen.“ — Und nachdem sie so gesprochen, nahm sie Abschied von den Eltern und Gästen, und wandelte hin, den Schleier des nächsten Frauenklosters zu nehmen.

Doch die Eltern Abrahams, von Gram und Aerger und Hoffnung gereizt, ließen durch zwei Wochen nach dem verschwundenen Sohne spähen, bis endlich die Nachricht zu ihnen kam: „Er hält sich in einer Felsenklause vor Edessa verborgen.“ Nun eilten sie selbst zu ihm, und baten und weinten um seine Wiederkehr. Aber der Gottgeweihte zeigte ihnen in stiller Einsiedlerfreude einen härenen Mantel und ein hölzernes Gefäß, segnete sie, und sprach: „Dieß noch ist es, was ich brauche an Irdischem, um mein Leben zu erhalten. Sonst gehör' ich meinem Herrn und Heilande mit Leib und Seele. So von der Welt und Allem, was ihr Eigenthum, getrennt, füge sich mein Leib in die Strenge der Klause, mein Geist aber beschäftige sich unaufhörlich mit der Verkündung des Glaubens an den lieben Heiland. — Darum laßt mich unversucht, und mühet euch nicht umsonst, mich zur

Rückkehr zu bewegen. Lebet wohl; der Friede Gottes sei mit euch! Wir sehen uns wieder jenseits in den Armen unsers Erlösers Jesus Christus."

Dieß sprach er — und kehrte zurück in seine Klause, um sie der Welt auf ewig zu verschließen."

So weit ging die Erzählung von Abrahams Jugendgenossen; und es war den Wallfahrern, die darnach geforscht, fürwahr genug, um den heiligen Mann zeitlebens in Ehrfurcht und feierlichem Andenken zu behalten.

Abraham hatte bereits zwölf Jahre in dem Felsen vor Edessa zugebracht. Da kam ihm die Nachricht zu: „Deine Eltern sind gestorben. Nimm das reiche Erbe, das sie dir hinterlassen, in Besitz." — Darauf sprach der Einsiedler zu einem tugendhaften Freunde: „Ich gebe dir die Vollmacht, mein Lieber! Geh' hin gen Chidane, ziehe meine Güter ein, und vertheile sie unter die verlassenen Kranken und unter die würdigsten Armen des Landes. Mich aber ruft meine Pflicht über Berg und Thal nach jenen Gegenden, in denen die Bewohner noch in der schwarzen Nacht des Heidenthums irre gehen. Der Geist Gottes spricht zu mir: Bringe den Unglücklichen die Leuchte des Evangeliums!" —

Und gleich darauf nahm er seinen Wanderstab, und nachdem der Bischof von Edessa, von seinem heiligen Wandel und der Gabe seiner Rede entzückt, ihn zum Priester und Werkzeuge zur Bekehrung der Heiden geweiht hatte, ging er hin, in Kraft und Gnade das Evangelium zu verkünden.

Allein die verstockten Heiden eines Marktfleckens nahe bei Edessa gaben ihm kein Gehör. Sie wiegelten alles Volk gegen ihn auf, so daß man seiner muthwillig spottete, ihn aus den Häusern vertrieb, und ihn mißhandelte bei jeder Gelegenheit. Da warf sich der Herold Christi nieder auf seine Kniee und betete und rief: „O mein Gott und Herr, lasse dich herab zu mir, und wirf deinen erbarmungsvollen Blick auf meine Schwäche! — Stehe mir bei mit deiner Gnade, damit dein hei-

ligster Name verherrlichet werde! Verlasse, o mein Gott, die Völker nicht, deren Schöpfer du bist!" —

Und gestärkt durch dieses Gebet ertrug er unter den Heiden drei Jahre lang die härtesten Verfolgungen mit beispielloser Geduld, bis endlich diese Irrgläubigen, gerührt durch seine edle Sanftmuth, gewonnen durch seinen Eifer, und gesegnet durch seine leiblichen und geistigen Wohlthaten, den Glauben an Jesus Christus, den jeder seiner Blicke, jedes seiner Worte, und jede seiner Handlungen ihnen verkündete, in ihre Herzen aufnahmen. Nun führte sie der treue Apostel des Herrn zur Taufe und zum Abendmahle, damit diese Siegel des Christenthums vor aller Welt leuchten möchten an den Stirnen der Neubekehrten, theilte sie in mehrere Gemeinen, gab ihnen Prediger und Seelenhirten, und kehrte, nachdem er sie Alle der ewigen Gnade des Erlösers empfohlen, voll väterlicher Freude nach dem Felsen bei Edessa zurück. —

Aber kaum war er hier angekommen, so mußte er noch einmal den Wanderstab zur Hand nehmen, einer andern Pflicht sich zu entbinden, die ihm die ewige Vorsehung auferlegt. Sein Bruder war mittlerweile gestorben und hatte eine junge, in der Welt unerfahrene Tochter, Namens Maria, unversorgt und verwaist zurückgelassen. „Die darf ich nicht, wie ein verirrtes Lämmlein, unter den Wölfen lassen." So sprach er zu sich selbst, und ging. Und, o welche Freude, da er sie fand, und ihren Wunsch vernahm, sie möchte so gerne in seiner Nähe leben, und geleitet durch sein väterliches Wort, zur wahren Christin sich bilden! — Er nahm sie zu sich, und baute ihr eine anmuthige Zelle neben der seinigen. —

Maria war ein stilles, folgsames und frommes Mädchen. Und der alte Oheim sah mit Entzücken, wie sie täglich muthiger und schneller fortschritt auf dem Wege zur Gottseligkeit.

Aber, ach, bald war der Versucher in ihre Zelle getreten. Denn der Feind des Herrn und seiner Kin-

der wüthet am fürchterlichsten gegen die fromme Jugend. Ein junger Einsiedler — vielleicht nur ein verkappter Sünder aus Edessa, den die zarte Körperschönheit der jungen Einsiedlerin angezogen — wußte sich anfangs mit den Worten der Andacht, dann mit dem Schwure der Treue schmeichelnd in ihr weiches Herz zu stehlen, und bald, ach bald es mit seinen Fallstricken zu umgarnen. — Der Satan lachte, Engel weinten — Maria hatte gesündiget. —

Und jetzt nach der bösen That, gepeitscht von den Martern des Gewissens, die wie schreckliche Gespenster sie umringten, war jede Herzensruhe hinweggeschwunden, und die Unglückliche der Verzweiflung nahe. Ohne Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit, die aus wahrer Reue für sie neu erstehen könnte, und mit dem Jammergeschrei: „Ich kann den Blick meines heiligen Oheims nimmer ertragen!" rannte sie fort aus ihrer Klause, aus der Gegend hinaus, hinein in die ruchlose Welt der Bösen. —

Lange hatte Abraham seine Nichte beweint und gesucht — aber immer vergebens. Sein Auge war trübe von den bittern Thränen über die Flucht der Sünderin; und der väterliche Kummer und die mütterliche Angst um ihr Heil hatten seine Stirne tief gefurcht. Da saß er eines Tages vor dem Felsen seiner Klause. Und als er eben zu Gott flehte in beständigem Gebete, sein Licht möge ihm den Aufenthalt der entflohenen Nichte offenbaren, trat ein Verwandter von Chidane zu ihm, und sprach: „Maria, deine Nichte, die du schon im andern Jahre suchest, lebt in der Stadt, verborgen in einem verworfenen Hause, ein schandvolles Leben. Sie hat ehedem mit einem jungen Einsiedler gesündiget, und in Verzweiflung über ihren Fall dem Buhlerdienste sich hingegeben. Rette sie, wenn du es noch kannst; denn ihre Seele ist dem gänzlichen Untergange nahe."

Diese Nachricht brachte ein dämmernd Morgenroth der Hoffnung in das weinende Vaterherz des Einsiedlers. „Ich muß mein verlorenes Schäflein wieder fin-

den, und in die große Hürde Jesu zurückführen!" So sprach er, erhob sich augenblicklich von der Felsenbank, nahm den Wanderstab, und begab sich ungesäumt auf den Weg nach der Stadt, in der Maria ihr sündiges Leben führte.

Als er daselbst angekommen, verhüllte er er sich in den Kriegsmantel eines Soldaten, und bedeckte seine grauen Hauptҕaare mit einem glänzenden Helme. Darauf ließ er sich in dem Hause, das ihm bezeichnet worden, bei seiner Nichte melden. Und wie er allein mit dieser war — konnte er sich nicht mehr länger halten. Er riß den Helm vom Haupte, und den Kriegsmantel vom Leibe. Und unter den kläglichsten Thränen sah er sie an, und sprach mit langsamer, zitternder Stimme die Worte: „Maria, meine Tochter, Maria, kennst du mich? Was ist das englische Gewand deiner Jungfrauschaft geworden? Was sind jene Thränen geworden, die du in Gottes Gegenwart vergossest? Was sind jene Nachtwachen, jene strengen Bußübungen geworden, die ehedem deine Wonne waren? Wie bist du, meine geliebte Tochter, in den Abgrund des Lasters gesunken? Warum gestandest du mir nicht deinen Fall? Ich hätte dir geholfen, wieder zur Gnade Gottes zurückzukehren!"

Da Maria ihren Oheim also vor sich stehen sah, und seine Worte hörte, stürzte ein Strom von Thränen der Reue und Scham über ihre Wangen. Sie hielt sich nicht mehr, und sank nieder, und verhüllte ihr Angesicht, und rang ihre Hände verzweiflungsvoll um seine Füße.

Da neigte sich der väterliche Oheim mitleidig zu ihr nieder, und tröstete sie, indem er die Zerknirschte an seine Brust empor zu heben strebte: „Verzweifle nicht! Ich nehme deine Sünden auf mich! Glaube mir nur — und kehre in deine Einsamkeit zurück. Es ist nichts Befremdendes, daß man im Kampfe zur Erde geworfen werde; es ist aber schandvoll, sich nicht mehr zu erheben. Verscheuche das Mißtrauen. Alle Menschen

können fallen. Dieß ist eine Folge ihrer natürlichen Schwäche. Denke einzig darauf, den Beistand der göttlichen Gnade zu erflehen. Gott will nicht den Tod des Sünders, sondern daß er sich bekehre und — lebe." —

So hatte der heilige Oheim seine sündige Nichte auf's Neue für Gott gewonnen. Gerührt und vertrauend auf Gottes Gnade kehrte sie mit ihm zurück in ihre Zelle, und verlebte daselbst unter seiner väterlichen Leitung in strenger Buße und Abtödtung noch volle fünfzehn Jahre. Dann verschied sie heiter lächelnd und sehnsuchtsvoll — als Muster und Hoffnung für jeden bußfertigen Sünder — in Abrahams segnenden Händen.

Und als er drei Tage nachher an ihrem Grabe stand, und Thränen der Freude über ihre Bekehrung weinte, sprach er in prophetischer Ahnung: „Ich werde dir bald folgen, meine Theure, mein wiedergefundenes Schäflein, wo ich dich wieder sehe in der großen ewigen Hürde unsers Herrn Jesus Christus." —

Und fünf Jahre nachher — erzählt die heilige Sage — ruhete der Greis sanft und selig neben Maria's Gruft — in dem Felsen seiner Klause. —

Inhalt.

März Seite

1. Eudocia, die heilige Märtyrin 3
2. Karl der Gute, der ehrwürdige Graf von Flandern . 10
3. Marinus und Asterius, die heiligen Märtyrer . . 15
4. Kasimir, der heilige Königssohn aus Polen . . 21
5. Kiaran, der heilige Bischof von Irland . . . 26
6. Die zweiundvierzig Märtyrer von Amoria . . 32
7. Thomas von Aquin, der heilige Kirchenlehrer . . 38
8. Apollonius, der heilige Märtyrer mit seinen Gefährten 49
9. Franziska, die heilige Wittwe 54
10. Die vierzig Ritter von Sebaste, heilige Märtyrer . 61
11. Eulogius, der heilige Priester und Märtyrer . . 69
12. Mamilian, der heilige Märtyrer zu Thebeste . . 76
13. Euphrasia, die heilige Jungfrau 82
14. Sabinus, der heilige Märtyrer 90
15. Abraham, der heilige Einsiedler, und seine Nichte . 97

Geistige Sommerfrische.
Erzählungen
zur lehrreichen Unterhaltung für kathol. Christen.
Gesammelt und bearbeitet
von A. Hungari.
Mit 1 Stahlstiche. 8. 1 fl. od. 20 sgr.

Sonntags-Nachmittags.
Erzählungen
zur lehrreichen Unterhaltung für kathol. Christen.
Gesammelt und bearbeitet
von A. Hungari.
Mit 1 Stahlstiche. 8. 1 fl. od. 20 sgr.

Nach der Vesperglocke.
Erzählungen
zur lehrreichen Unterhaltung für kathol. Christen.
Gesammelt und bearbeitet
von A. Hungari.
Mit 1 Stahlstiche. 8. 1 fl. od. 20 sgr.

Sinniges und Gemüthliches.
Erzählungen
zur lehrreichen Unterhaltung für kathol. Christen.
Gesammelt und bearbeitet
von A. Hungari.
Mit 1 Stahlstiche. 8. 1 fl. od. 20 sgr.

Im Stoppelfelde.
Erzählungen
zur lehrreichen Unterhaltung für kathol. Christen.
Gesammelt und bearbeitet
von A. Hungari.
Mit 1 Stahlstiche. 8. 1 fl. od. 20 sgr.

Abendfreuden.
Erzählungen
zur lehrreichen Unterhaltung für kathol. Christen.
Gesammelt und bearbeitet
von A. Hungari.
Mit 1 Stahlstiche. 8. 1 fl. od. 20 sgr.